P.o. germ. 2084 u

<36602444700011

<36602444700011

Bayer. Staatsbibliothek

29.

Jos. Mayr
Gymnasiast
1884.

P. o. germ. 2084 u

Klostergeschichten

für

Jünglinge und Mädchen.

Freyburg, 1796.

66 B

[Wilhelm Kraus]

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verehrungswürdigste Freunde und Freundinnen!

Ich übergebe Ihnen hier ein Werkchen, das Biographieen von Jünglingen und Mädchen enthält, die theils durch Vorurtheile, theils durch eigene Uebereilung und Schwärmerey unglücklich wurden. Was Sie hier lesen werden, ist nicht Erdichtung — ist Wahrheit. — Ich könnte Zeit, Ort und Personen nennen, die ich aber aus Schonung weglasse.

Meine Absicht, die ich bey Zusammentragung dieses Werkchens hatte, war gewiß nicht Haß gegen Klöster, noch auch Rach-

sucht, obwohl ich gegründete Ursachen zu beiden hätte; — nein, ich schätze rechtschaffene Religiosen; — aber ich verabscheue auch jene, die unter der Mönchskutte ein Schurkenherz verbergen. — Noch weniger soll man mir Mangel an Religion oder Abneigung gegen dieselbe aufbürden, wenn ich Thorheiten oder Schurkereien derjenigen aufdecke, die sich zur Schande der Religion ihre Diener nennen.

Auch die Väter oder Anverwandten derjenigen werden mir vergeben, welche die Geschichten ihrer Söhne, oder ihrer Anverwandten hier finden. Meine Absicht war gewiß nicht, sie zu beschämen, — sondern

Meine redliche Absicht war, Ihnen, verehrungswürdigste Freunde und Freundinnen,

und zugleich allen Eltern und Vormündern in Beispielen zu zeigen, wie unglücklich oft Schwärmerey, Uebereilung, rasche Jugendhitze, Eigensinn und Geitz machen.

Wer Sie also immer sind, die Sie zum Kloster eine Neigung hegen, — ich bitte Sie, um Ihrer Glückseligkeit willen, — nehmen Sie dieß Buch, die theuern Erfahrungen eines redlichen Mannes, in die Hand, und prüfen Sie Sich wohl, ob Sie alles darin vom Klosterleben Geschilderte zu ertragen im Stande sind, damit Sie nicht einst gleiches Schicksal treffe! —

Und ihr, Eltern und Vormünder! opfert doch die ganze Glückseligkeit eurer Kinder oder Pflegkinder nicht euren Vorurtheilen,

eurem Eigensinne, eurem Geitze, oder andern unedlen Absichten auf!

Wie glücklich wäre ich, wenn ich durch meine Bemühung nur einen Einzigen Jüngling, — nur ein Einziges Mädchen vom Untergange zurücke hielte! — Schriebs im Hornung 1795.

der Verfasser.

Anton und Therese.

Anton war in einem kleinen Städtchen einer Teutschen Provinz gebohren. Mit der Geburt verlohr er seine Mutter, und in seinem achten Jahre starb auch sein Vater, der Stadtschreiber des Städtchens war. Zum Glücke war er das einzige Kind. Deswegen, und weil sein Vater Gelehrter gewesen war, bestimmten ihn seine Vormünder zum Studiren. Sie schickten ihn also in seinem zehnten Jahre auf ein benachbartes Gymnasium, wo er sich durch Fleis, Genauigkeit und Sparsamkeit nicht nur die Liebe seiner Lehrer, sondern auch anderer grossen und rechtschaffenen Männer erwarb. Unterstüzt von ihnen, und aufgemuntert durch gute Schriften sammelte er sich ausserordentlich viele Kenntnisse, lernte Zeichnen und Malen, und studirte nebst seiner Muttersprache und der Griechischen auch noch die Französische, Italiänische und Englische: er studirte, sagten wir geflissentlich, seine Muttersprache, und machte es also nicht, wie einige unsrer Stutzer, die darin eine Ehre suchen, ihre Muttersprache zu vernachlässigen.

Auch die Musik erlernte er, und Harfe und Flöte spielte er als Lieblingsinstrumente bezaubernd. —

Auch alle körperlichen Eigenschaften, die einen Jüngling empfehlen, hatte ihm die Natur zum Mitgifte geschenkt. Sein Wuchs war schlank, seine Augen waren sanft und schmachtend, seine Stirne glich dem Elfenbein, und sein blondes Haar wallte in kräuselnden Locken den Nacken hinunter: — seine Stimme war sanft und angenehm, und seine Gesellschaft unterhaltend, ohne ausgelassen zu seyn.

Er hatte die Weltweisheit absolvirt. Ueberredet und unterstüzt von seinen Gönnern gieng er auf die Universität, um die Rechte und Gesetze seines Vaterlandes zu studiren, und einst eine seinen Kenntnissen angemessene Stelle zu erhalten. Er hatte sein neunzehntes Jahr vollendet, ohne daß in seinem Herzen etwas Merkwürdiges vorgegangen wäre. — Aber izt fieng eine Leidenschaft zu erwachen an, die oft bey der Jugend so grosse Verwüstungen anrichtet, aber gewiß auch unendlich oft der Sporn zu so vielem Guten ist, ich meine die Liebe.

Anton besuchte täglich die Kirche, ohne deswegen ein mechanischer Betbruder aus der Kaste der Kopfhänger und Maulwurfsseelen zu seyn. Eines Tages kniete er eben in fromme Gedanken versunken, in einem Stuhle, als ihn am andern Ende desselben ein Geräusch störte. Er sah hin, und erblickte ein Mädchen, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Er staunte, und glaubte eine der Grazien zu sehen. Sie war schlank, wie die Papel an der rieselnden Quelle; ihr weisses Kleid floß herrlich spielend von ihren Lenden hinunter; um ihre Mitte schlang sich eine Rosenfarbene Schleife, und unter ihrem Hute rollte ihr seidenes Haar nachlässig glänzend herab. Wie wenn der silberne Mond durch die Wölkchen blickt, so blickte ihr Busen verstohlen durch die neidischen Tücher, und hob sich bey jedem Seufzer. Wie die Rosenknospe, die sich am Frühlingsmorgen dem Thaue des Himmels öfnet, war ihr Mund, — ihr Auge wie der Abendstern. Hätte der Griechische Maler sie gemahlt, so wäre die reitzendste Venus da gestanden.

Wo Therese — so hies sie — gieng, folgten ihr die Herzen aller Jünglinge. Sie war sie-

 benzehn

benzehn Jahre alt. Ihr Herz sehnte sich nach einem gleichgestimmten Gegenstande edler Leidenschaft; aber ihre Mutter war zu wachsam, und Therese selbst lernte aus Büchern die Flatterhaftigkeit des männlichen Geschlechts kennen, und verabscheute die Jünglinge, die sichs manchmal zur Ehre rechnen, Mädchen als Würgengel der Unschuld leichtsinnig zu verführen, und die Verführten dem Unglücke und Elende preis zu geben. In diesem Seelenzustande befand sich Therese, als sie Anton in der Kirche sah. —

Antons ganze Seelenruhe war nun auf einmal dahin; — eine nie gefühlte Sehnsucht bemächtigte sich seines Herzens. Sein Blick wich nicht von Theresen: er sah, und hörte nichts anders, als sie, und glaubte in der Luft zu schweben. Auch Therese bemerkte ihn, und wie Feuer fuhrs ihr durch das Herz, — da sie ihn erblickt hatte, — nie glaubte sie, einen schönern Jüngling gesehen zu haben. Sie sah seine Unruhe, blickte ihn zärtlich an, und seufzte. Anton kam dadurch vollends aus aller Fassung. Er wünschte Luft, und doch konnte er, — als wäre er angezaubert, — nicht von der Stelle.

Endlich stand Therese mit einem Seufzer und einem Blick, der auch dem Kältesten hätte gefährlich werden können, auf, und gieng. Anton folgte ihr immer von ferne bis zu ihrem Hause. Izt sah er sie nicht mehr! Voll Schwermuth lief er durch die Gassen, und schloß sich auf seinem Zimmer ein. —

Hier warf er sich auf sein Bett, und Theresens Bild stand lebhaft vor ihm: er konnte nichts Zusammenhängendes denken. Er würde das Essen vergessen haben, hätte ihn nicht das Pochen der Magd an seiner Thüre dazu geruffen. Er suchte sich zu fassen, und seinen Zustand zu verbergen, aber dessen ohngeachtet bemerkten ihn seine Hausleute. Sie fragten ihn: „was ihm fehle?„ und er schüzte Unpäßlichkeit vor.

Im nämlichen Hause wohnte noch ein anderer Jurist, der Tropmann hies. Er und Anton waren Freunde im wahren Verstande. Nicht Stolz, nicht Eigennuz, die Grundursachen der meisten Freundschaften, sondern gleiche Neigungen, gleichgestimmte Denkart verband ihre Herzen. Ihre Leiden und ihre Freuden waren gemeinschaftlich, und keiner hatte ein Geheimniß vor dem andern.

Trop-

Tropmannen entgieng Antons Verwirrung nicht. Er folgte ihm nach dem Tische auf sein Zimmer, und fragte ihn um die Ursache derselben. „Freund, sprach er, indem er ihn vertraulich bey der Hand nahm, Freund! — in deiner Seele ist eine grosse Veränderung vorgegangen! —„

Anton: Nichts, als Unpäßlichkeit ist mir zugestossen.

„Tropmann: Anton! sieh mich an! — wodurch habe ich diese Zurückhaltung verdient? — warum entfaltet sich mir dein Herz auf Einmal nicht mehr? Zwar will ich mich dir nicht aufdrängen, aber bist du denn mein Freund nicht mehr? — oder hältst du mich für so unerfahren, daß ich dein ganzes Betragen einer Unpäßlichkeit zuschreiben soll! — Denke doch an die vergangenen Zeiten zurücke, Anton, jede Freude, jeden Kummer, jedes Leiden theilten wir miteinander: — einer freute sich bey dem Glücke des andern, einer weinte in das Leiden des andern, und allemal wurde unser Herz erleichtert. Willst du das alles izt vergessen? —„

Anton (seufzt) Nein, Tropmann, ich habe kein Geheimniß für dich; — aber dießmal kannst du mir nicht helfen! —

„Tropmann: Nicht helfen? — Und gesezt auch, ich könnte das nicht, so kann ich dich doch wenigstens bedauern — „

Anton: Nun, so wisse: Ich sah heute ein Mädchen! — nein, diese Benennung beschimpft sie — eine Grazie! — eine Göttinn! — einen Engel! —

„Tropmann: Und dieses macht dir soviel Schmerz? — „

Anton: Ah! welch ein Auge! — welch ein Blick! — Noch wanke ich, wenn ich zurücke denke. — Leider! verschwand sie mir allzu bald wieder — nahm mein Herz mit sich — vielleicht sehe ich sie nie mehr! —

„Tropmann: Warum nicht? kennst du sie nicht? weißt du nicht, wo sie wohnt? — „

Anton: Ich kenne sie nicht, — ich sah sie heute zum erstenmale: — ich gieng ihr nach: — sie gieng in das grosse Eckhaus am Ende der Jakobigasse. — O Tropmann, so ein Mädchen sahst du nie, eine solche giebt es unter

ter der Sonne nicht mehr! — Aber ach! — ich bin unglücklich durch sie! — vielleicht wird sie mich nie lieben! — vielleicht bemerkte sie mich nicht einmal! — vielleicht ist sie von Adel, reich! — und ich, was bin ich? — o Tropmann, kannst du mir izt helfen? —

„Tropmann: Ins grosse Eckhaus? sagtest du, zu End der Jakobigasse gieng sie? — Ja, sie ists: Therese von Grünberg. —„

Anton: Therese von Grünberg? — kennst du sie? — Tropmann, kennst du sie? —

„Tropmann: Ob ich sie kenne? — Ich gebe ihr Stunden im Klavierspielen.„

Anton: Du kennst sie? kennst sie? — o laß dich umarmen! — laß dich küssen! — Herzens Tropmann! — Du kennst sie? — Doch — was nüzt das mir alles? — ich bin der Unglücklichste, der je gelebt hat! —

„Tropmann: Muth, Anton! — Die Sache kann gut gehen, verlaß dich auf mich! — Vor allem müssen wir sehen, daß du Zutritt in das Haus bekömmst. —„

Anton: Wie ist aber dieses möglich, da ich gar keinen Menschen dort kenne? —

„Trop=

„Tropmann: Da lasse du mich sorgen. Du kannst gut Klavierspielen: — Dieß ist eine herrliche Gelegenheit. Morgen schreibe ich ein Billet an den alten Grünberg, gebe vor, ich sey krank, und schicke dich, daß du unterdessen meine Stelle beim Klavierspielen vertreten sollst. —„

Anton fiel ihm um den Hals: o Tropmann, rief er, wie kann ich dir deine Freundschaft genug verdanken? ich habe keine Worte! —

Anton war nun auf einmal ganz verändert, — er sprang im Zimmer herum, und wußte sich kaum zu fassen. Bald wurde er wieder nachdenkend und schwermüthig. Die Nacht schien ihm eine Ewigkeit.

Die Stunde zum Klavierspielen war gekommen, und Tropmann hatte das Billet geschrieben. Anton eilte dem Grünbergischen Hause zu. Seine Kniee wankten. Er trat in das Zimmer, übergab das Billet, und stotterte ein Kompliment ohne Sinn und Zusammenhang her. Therese saß an einem Nähepulte, und wurde über und über roth, als Anton ins Zimmer trat. Der alte Grünberg bedauerte

dauerte Tropmannen, und bat Anton, Platz zu nehmen, und die Stunde anzufangen.

Er sezte sich neben Theresen, und war sich selbst nicht bewußt. Hier hatte er Gelegenheit, alle ihre Reitze zu bemerken. Er getraute sich nicht, eine Note zu greiffen, seine Finger zitterten. Er konnte kaum atmen, es schien ihm, als wäre der Raum, in dem er sich befand, Luftleer.

Therese spielte ein zärtliches Adagio: — ihre ganze Seele schmolz in Töne über. Darauf sang sie ein Lied, und ihre reitzende Silberstimme, verbunden mit den schmelzenden Tönen des Klaviers, versezten Anton in eine Stimmung, die nicht auszudrücken ist. —

Die Stunde war zu Ende, und der alte Grünberg bezeugte Anton seinen Beifall und seine Zufriedenheit, und ersuchte ihn, die Stunde fortzusetzen, bis Tropmann genesen wäre. Anton empfahl sich, und Therese begleitete ihn auf Geheis ihres Vaters die Treppe hinab. Sie dankte ihm hier noch einmal mit den verbindlichsten Ausdrücken, und bat ihn, wieder zu kommen. Er versprach es, und drückte ihr die Hand, — sie drückte ihm

sie

sie wieder. Berauscht von seinem Glücke eilte er nach Hause.

Er erzählte sein Glück seinem Freunde Tropmann, und dieser versprach, ihm diese Instruktion ganz zu überlassen, nur sollte er behutsam seyn; Theresens Vater und Mutter wären auf ihre Tochter sehr aufmerksam. —

Anton kam nun täglich in das Haus seiner Geliebten, konnte täglich mit ihr sprechen! Theresens Eltern schätzten ihn, und sein Verständniß mit ihr gedieh, wiewohl insgeheim, bald soweit, daß er ihr seine Liebe entdeckte, und die nämliche Versicherung aus ihrem Munde erhielt. — Wer war glücklicher als er? — Welche selige Stunden genoß er? — wie oft schmolzen ihre beeden Seelen am Klavier bey einem zärtlichen Adagio, oder bey einem sanften Liede in Eins zusammen? —

Antons Absicht war edel und rein. Er war kein Wollüstling, der, unter den schönsten Versprechen, der Tugend der Mädchen nachstellte, um sie hernach der Schande und dem Elende preis zu geben; — nein, sein ganzes Bestreben gieng dahin, sich zum rechtschaffenen — tauglichen Manne zu bilden, eine Bedienstung in

seinem Vaterlande zu erhalten, um einst Frau und Kinder ernähren zu können. Er war unermüdet, pünktlich und genau in seinen Verrichtungen, und wenn ihm bey nächtlichen Stunden an seinem Studierpulte der Schlaf die Augen schloß, und Mattigkeit sich aller seiner Glieder bemächtigte, dann dachte er an Theresen, an sein künftiges Glück, — und weg war Schlaf und Mattigkeit, — er fühlte sich neugestärkt zu jeder Arbeit. —

Anton sah seine geliebte Therese nun täglich, — sagte ihr täglich, wie sehr er sie liebe, — und erhielt täglich von ihr die nämliche Versicherung. — Oft saßen sie Liebetrunken beisammen, schwuren sich ewige Liebe und Treue, und machten Plane zu ihrem künftigen Glücke. — Wie beglückt war Anton! —

Doch nichts auf dieser Erde ist beständig, — am wenigsten die Kugelgöttinn Fortune, diese wetterwendische feile Dirne. Wem diese Metze am meisten schmeichelt und buhlt, dem wird sie am ersten untreu. Am meisten koquettirt sie bey Liebenden, mit denen sie so oft wie Aeolus mit der Dachfahne ihr Spiel treibt. Dieses erfuhren Anton und Therese. — Zwey

Jahre hatten sie die Freuden der reinsten Liebe genossen: Theresens Vater und Mutter wußten aber von dem Geheimnisse nichts: sie hielten die gemäsigte Vertraulichkeit ihrer Tochter mit Anton, der in ihrer Gegenwart immer in den Schranken der einem Frauenzimmer gebührenden Verehrung und Hochachtung blieb, für nichts mehr, als Freundschaft; aber izt kam ein Sturm über sie, der alle die herrlichen Gebäude, die die Liebe aufgeführt hatte, mit einemmale zu Boden stürzte und in Schutt begrub! — Jünglinge, die ihr ein sanftes Geschöpf liebet, — Mädchen, die ihr euch im Arme euers Geliebten Seligkeiten träumet, denket, daß das Glück der Liebe ohne Leiden nicht denkbar ist: klimmet in eurer schwärmerischen Phantasie nicht zu hoch! Damit einst der Fall nicht zu schmerzlich werde. —

Der junge Baron von Lichtenegg, der einzige Sprößling eines ansehnlichen Hauses, kam von Reisen zurück. Sein ganzes Verdienst, welches er mitbrachte, war, daß er gereist war, und einige hundert tausend Gulden verschwendet hatte: — sein Kopf war leer, und flatterhaft sein Herz. — Seine Figur war

klein, sein Gesicht grüngelb, seine Augen unedel und fad, und seine Stimme schnarrend. Er war verliebt, und um seinen Zweck besser zu erreichen, hatte er ein halb dutzend Komplimente auswendig gelernt, die er dann jedem Frauenzimmer mit den abgeschmacktesten Geberden vorschwäzte: — wahrhaftig, ein Jüngling, der ein Mädchen gewiß über alles glücklich machen kann!! — Aber er hatte Geld, und Geld ersezt alles!! ist das angebetete Idol Tausender von Midas Konsorten!

Lichtenegg logirte Theresens Wohnung gerade gegenüber. Er sah sie am Fenster, hörte sie singen und Klavierspielen, und wurde rasend in sie verliebt. Er vertraute sich einem seiner Gesellschafter, der sichs zum Gesetze machte, den Leidenschaften des jungen Herrn nicht nur zu schmeicheln, sondern sie auch anzuflammen und auf alle Weise ihr Feuer zu unterhalten. Dieser rieth ihm, geradewegs zum Vater des Mädchens zu gehen, und um sie anzuhalten. Sie sind sehr reich, und von gutem Hause, sagte er, welcher Vater wird sichs nicht zur größten Ehre rechnen, Sie zum Schwiegersohne zu haben? — Gedacht und

geschehen! Lichtenegg begab sich den andern Tag zum alten von Grünberg, und begehrte seine Tochter zur Frau. —

Grünberg war aus der Klasse derjenigen, die alles dem Adel aufopfern, — die alles verachten, was nicht adelich ist, die um das Wörtchen von oder Baron ihrer Kinder, ja ihre eigne Glückseligkeit hingeben würden. Man kann sich also leicht denken, wie er den reichen Baron Lichtenegg und sein Gesuch aufgenommen haben wird. Kurz, es kam auf diesen ersten Besuch so weit, daß die Tochter verhandelt war, und die Heurath innerhalb acht Tagen vollzogen werden sollte. —

O Väter, die ihr euren Kindern Stand, Gatten oder Gattinnen blos nach eurem Eigensinne, — euerm Geitz, — eurer Ruhmsucht bestimmet, ohne ihr Herz um Rath gefragt, — ohne auf ihre Neigung Rücksicht genommen zu haben, bedenket doch, daß es um der euch vom Schöpfer anvertrauten Pfänder ganze Glückseligkeit zu thun sey! — daß ihr Väter, und nicht Tyrannen seyd! — —

Als Lichtenegg fort war, ließ Grünberg Theresen zu sich auf sein Zimmer kommen. „Therese, sprach er, du weißt es, ich liebe dich, ich wünschte dich also vor meinem Ende noch gut versorgt zu wißen. Ich habe dir deshalb eine Parthie ausgesehen, mit der du dein Glück machen kannst, du mußt heurathen.„— Therese wurde über und über blaß, und konnte sich kaum mehr aufrecht halten: — heurathen? sprach sie mit zitternder Stimme. — „Ja, heurathen, und zwar innerhalb acht Tagen wird deine Hochzeit seyn. — Ich hoffe, du wirst dich, wie du es allezeit gethan hast, also auch izt, da es dein eignes Glück betrift, nach meinem Willen richten.„ Mein Vater, antwortete Therese, ich glaube, ich bin noch zum heurathen zu jung. — Gönnen Sie Ihrer Tochter das Glück, noch länger bey ihren lieben Eltern zu seyn, ich will mir ja gern alles gefallen lassen. — „Possen! Grillen! sagte der Vater, plage mich damit nicht, du kennst mich! — Ein Mädchen, das das sechzehnte Jahr überschritten hat, kann nicht mehr zu früh heurathen. — Schönheit, Munterkeit, Witz — sind Blumen, die bald verblühen. — — Ich und deine Mutter sind

nicht unsterblich, wir müssen auch in die Grube, — und so eine Parthie findet sich nicht alle Tage. — Kurz: es ist nothwendig, daß du dich vollkommen meinem Willen unterwirfst. „— — Und wer ist denn der Mann, der mich so über alles glücklich machen soll? — — „Der junge Baron Lichtenegg; — er war gerade bey mir, und hielt um dich an: — er ist aus einem der ältesten, ansehnlichsten Häuser, und besizt über eine Million an Vermögen. — „ Therese fiel ihm izt zu Füssen, umfaßte seine Kniee und schluchzte: — o mein Vater! Verzeihung! Verzeihung ihrem Kinde, das hier zu Ihren Füssen liegt! ich kann den Baron Lichtenegg nicht lieben, kann nie glücklich mit ihm werden! — „Und warum nicht, versezte der alte Grünberg ergrimmt, — — nicht lieben kannst du ihn? — Da hat man den Nutzen von dem verfluchten Bücherlesen! — Da haben Leute von deinem Schlage immer ein Gewinsel von der verdammten Liebe, und das Solide, — Vermögen, Ansehen, Rang und Adel lassen sie ausser Acht! — Kurz: ich frage dich nicht mehr, — du hast noch drey Tage Bedenkzeit, dann heuratst du entweder den jungen Lichtenegg, oder wanderst ins Kloster! — Meinen

Willen weißt du izt, und davon wird kein Haarbreit abgewichen! —„ Therese wollte seine Kniee noch einmal umfassen, aber er sties sie von sich, ließ sie auf dem Boden liegen, und begab sich in ein anders Zimmer! —— Niedergedrückt von der Last des Schmerzens lag Therese am Boden, wand die Hände, und sprach nichts. Endlich kam die Mutter ins Zimmer, und that einen Schrey, als sie ihre Tochter am Boden sah. Therese richtete sich auf, und fiel ihrer Mutter um den Hals: — o Mutter! schluchzte sie, beste Mutter! helfen Sie mir! retten Sie mich! — Hier erzählte sie ihr den Auftritt mit ihrem Vater, und ihre Mutter, die sie zärtlich liebte, versprach ihr, ihren Vater von seinem Entschlusse abzubringen.

Therese war auf ihr Zimmer gegangen, um sich ihren Gedanken und ihrem Schmerz zu überlassen. Ungesehen flossen da ihre Thränen aus ihren schönen Augen, und sie fühlte Erleichterung.

Unterdessen war die Zeit gekommen, wo ihr Anton gewöhnlich die Stunde im Klavierspielen gab. Sie suchte sich zu fassen, und ihren

Schmerz zu verbergen, aber umsonst! Anton kam, und bemerkte bald an ihren rothgeweinten Augen, daß etwas Wichtiges vorgegangen seyn müsse. Er wurde unruhig, und fragte sie um die Ursache ihrer Traurigkeit. Unter Schluchzen erzählte sie ihm, was zwischen ihr und ihrem Vater vorgefallen war. „Drey Tage, sprach sie, nur drey Tage habe ich noch Zeit, dann mus ich entschlossen seyn, Lichteneggen zu heuraten, oder ins Kloster zu gehen.„ Drey Tage nur, antwortete Anton, drey Tage nur? — o Therese, Therese! wer hätte das gedacht! — und ich, ich abscheulicher Mensch! Beinahe mus ich mich selbst hassen, — ich bin die Ursache deines Unglücks, deines Schmerzens! — o hätte ich dich nie gesehen! — Doch, Therese, theuerstes, englisches Mädchen, daß ich dich liebe, — wie heftig ich dich liebe, davon habe ich dir schon Beweise zu geben gesucht: — ich will nichts, als deine Glückseligkeit. — Vergiß mich! — heurate Lichteneggen, — werde glücklich — ich entlasse dich aller deiner Schwüre, nur erlaube mir noch einmal, diese Hand, um die ich auf Kronen und Szepter Verzicht gethan haben würde, noch einmal in die meinige legen, deinen Busen, an dem ich

 mir

mir Seligkeiten träumte, noch einmal an mein klopfendes Herz, — diesen Mund, von dem mir so oft Lebenswonne zuströmte, an den meinigen drücken, — mich noch einmal an deinem Auge, an deinem Blicke, der selbst Marmorherzen erweichen könnte, weiden zu dürfen! — Er übersäete ihre Hand mit Küssen, drückte sie vest an sein Herz, und seine Lippen, heisser Liebe voll, zitterten sprachlos auf den ihrigen. Er sah sie an: — traurig, wie die Sonne, die die herbstlichen Nebel nicht durchdringt, schwermüthig, wie der Mond, der über melancholische Tannen herniederblinkt, trüb, wie des Ozeans Fluthen, die der rasende Afrikus peitscht, war sein Blick: — wie wenn im traurigen Winter, wenn Garten und Fluren unter dem Joche des Boreas seufzen, die Kristallenperle am Rosenstrauche glänzt, so glänzte in Theresens Auge die Thräne des Schmerzens. — Lang hielten sie sich vest umklammert. — „O Anton! rief endlich Therese auf, Anton! süsser Schwärmer! was muthest Du mir zu? Ich soll Dich vergessen? — soll Lichteneggen heuraten? — Nein! nimmermehr! hier erneuere ich meinen Schwur: — Gott hört ihn: — er soll mich schrecklich straffen, wenn ich ihn je verletze: —

Entweder Anton, oder nie einen Mann! —„ Die beiden Liebenden umarmten sich feuriger, als je. —

Izt trat auf einmal der alte Grünberg vor sie hin: er hatte alles gesehen und gehört, was zwischen seiner Tochter und Anton vorgegangen war. Man denke sich ihren Schrecken bey seinem Anblicke. — Hätte Anton Theresen nicht gehalten, sie würde zu Boden gesunken seyn. Mit Wehmuth stürzte sie sich zu ihres Vaters Füssen: — „Verzeihung, bester Vater!„— war alles, was sie vorbringen konnte. — Grünberg knirschte mit den Zähnen. Schön! sprach er, schön! — ausserordentlich schön! — also das ist Deine Ursache, warum Du den jungen Lichtenegg nicht heuraten willst? — Und Sie, mein Herr, hab' ich das um Sie verdient? ich nahm Sie in mein Haus auf, verschafte Ihnen Freunde, und unterstüzte Sie auf alle mögliche Weise, und dafür verführen Sie mir mein Kind, das ich Ihrem Unterrichte übergab? untergraben die Ruhe unsers Hauses, und bringen Schande und Spott auf unsre Familie? — heißt das rechtschaffen gehandelt! Pfui! schämen Sie

Sich!

Sich! — aber das sage ich Ihnen, unterstehen Sie Sich künftig nicht mehr, einen Fus in dieses Haus zu setzen! —

Anton stürzte zu Grünbergs Füssen: — Ja, rief er, alles was Sie sagen, ist wahr, — verdiene ich: — nur lassen Sie meine Schuld nicht Theresen büssen: — nur mich, mich allein treffe Ihr Zorn! — Ihr ganzer Fluch! — Therese ist unschuldig — ich verführte Sie. — „Mir aus den Augen! — ich bin Vater, ich weis, was ich zu thun habe! — „ donnerte Grünberg. Ja, Sie sind Vater — erwiederte Anton — aber seyen Sie kein grausamer Vater, kein Tyrann, der das Wohl seiner Kinder seinem Starrsinne aufopfert, damit Sie nicht einst die mit Blute im Himmel gezeichneten Worte lesen müssen: Auch dieser Vater mordete sein Kind! — Therese hatte indessen in einer Art von Ohnmacht gelegen. Anton nahm ihre Hand: — Leb' wohl, Therese! sprach er, und die Worte stockten ihm im Munde, — leb' wohl, und werde glücklich! — hier sehe ich dich nicht mehr; — aber dort einst, dort, wo es keine Vorurtheile mehr giebt, — wo Gold, Adel und Titel nicht mehr

ein

ein gutes Herz aufwiegen, — dort, wo ein grausamer Vater nicht mehr tyrannisch über das Herz seines Kindes herrscht, dort in jener bessern Welt sehen wir uns wieder! — Sprachs, küßte ihre Hand, drückte sie an sein Herz, und — war die Treppe hinunter. — Therese wußte nicht, was mit ihr vorgieng. —

Um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen, lief Anton vor das Thor: Rastlos und seiner unbewußt flog er über Hügel, Felsen, Gebüsche und Stauden weg. Zwey Stunden war er so fortgelauffen, und war tief in einen Wald gekommen, und noch dachte er an keine Rückkehr. — Therese beschäftigte seine ganze Seele.

Schon sank die Sonne hinter die westlichen Gebirge: nur der Wipfel des hohen Lerchenbaumes war noch von ihren Strahlen vergoldet. Der Rabe und die Krähe eilten der gastfreundlichen Tanne zu, und die einsame Maise stotterte gebrochene Töne. Im ganzen Walde herrschte einladende Stille, und das sanfte Geriesel einer Quelle reizte zum Schlafe. Anton war ermattet, und sah izt erst, daß er sich vom Wege entfernt hatte, und sich in einem Gebüsche befand, wo es ihm für izt un-

möglich

möglich war, weiter zu kommen. Er entschloß sich also hier zu übernachten. Hier in diesem öden Walde, dachte er, werde ich ruhiger und sicherer schlafen, als in der grossen Stadt, denn hier giebt es keine Menschen. Er trank aus der vorbeyfliessenden Quelle, legte sich zwischen ein dichtes Gebüsche, das sich wie eine Decke über ihn breitete, und schlief ein. —

Aber auch im Schlafe, der doch sonst Labsal und Erquickung der Sterblichen ist, und alles Unglück vergessen macht, hörte sein Elend nicht auf. Er sah Theresen in Nonnenkleidung mit bleichem Gesichte und verweinten Augen in den dunkeln Kreutzgängen des Klosters einherwandeln, und hörte sie um Erlösung seufzen. Er wollte in ihre Arme stürzen: durch die heftige Bewegung, die er im Schlafe machte, bewegte er das Gebüsche, worin er schlief, daß ihn die Nadeln auf das Gesicht schlugen, und er darüber erwachte.

Es war heller Tag: einer der schönsten Morgen seit der Schöpfung Anbeginne lachte auf die wiederbelebte Natur hernieder: die Luft erscholl vom frohen Gewimmel, und Tanne und Gebüsch zwitscherte. — Ach welch ein

schöner Morgen! rief Anton aus, welch ein schöner Morgen für den, auf dessen Seele nicht die Last des Kummers liegt! — Was ist dieser Morgen für mich? Erneuerung meiner Pein! — Ach Therese, wer hätte das noch vorgestern gedacht? wie froh, wie munter erwachte ich! Denn die Hofnung, mein Liebchen diesen Tag wieder zu sehen, goß Stärke in alle meine Glieder: — und nun ist sie verschwunden, diese selige Hofnung! ich sehe Theresen nicht mehr — nicht mehr! — O Gott! — warum wecktest du mich zu neuer Qual! warum liessest du mich ihn nicht schlaffen — den ewigen Schlaf? — — — Doch nein! — nur der Schwache, nicht der wahre Unglückliche klagt. — Ich will mir durch Klagen nicht erschweren, was ich von mir wegzuwälzen doch nicht vermag. — — O Therese, Therese! was wird vielleicht izt schon aus dir geworden seyn? — So schwärmte er, eilte durch den Wald hin, und kam glücklich auf den Weg, der nach der Stadt führte. —

Antons Hausleute, und besonders Tropmann waren indessen nicht wenig um ihn besorgt. Sie schickten den vorigen Abend noch

ins Grünbergische Haus, und vernahmen zum größten Schrecken die ganze Geschichte des vorigen Tages. Izt gaben sie alle Hofnung auf, ihn je wieder lebend zu sehen: sie kannten seine gute, aber auch äusserst melancholisch feurige Seele, und schlossen daraus nichts anders, als daß ihn eben dieses Temperament zum Selbstmorde hingerissen habe. Sie hörten deswegen auf, ihn aufzusuchen, — als er auf einmal ins Zimmer trat. Sie glaubten einen Geist zu sehen. Bleich und zerstört war sein Gesicht, trüb sein Auge, verwirrt seine Haare, und auf seiner Stirne saß ein fürchterlicher Ernst, den nur Schwermuth, der Antheil zärtlicher, gefühlvoller Seelen, milderte. —

Er warf sich auf einen Stuhl hin, hielt mit beiden Händen den Kopf, und sprach keine Sylbe. Sie haben uns recht viel Schrecken gemacht, sprach die Hausfrau: — Beruhige dich, Freund, sagte Tropmann, und fasse Muth! es wird noch alles gut gehen. Anton veränderte seine Stellung nicht, und sprach kein Wort.

Izt kam ein Knabe, und fragte nach dem Herrn Anton. Was willst du mir? sprach

Anton

Anton noch immer in seiner Stellung. — „Ein Mädchen, antwortete der Knabe, gab mir auf der Gasse diesen Brief, und befahl mir, ihn in dieses Haus zu tragen, und dem Herrn Anton zu übergeben. — „ Einen Brief? versezte Anton, und sprang auf. Geschwinde, laß sehen! — Ja, sie ists, Theresens Hand! — Hier, nimm, nimm! mehr hab' ich izt nicht. — Er warf ihm seine Börse zu, und eilte auf sein Zimmer. Er riß den Brief auf, und las:

Bester, Theuerster!

Das einzige Mittel, dir noch einmal sagen zu können, daß ich dich ewig, ewig liebe, ist dieser Brief: — nimm ihn hin, und mit ihm die Versicherung, daß ich nie brechen werde, was ich dir zugeschworen habe. — Das Schicksal reißt mich zwar von dir, — aber tröste dich mit mir, nur unsre Körper kann es trennen, nicht unsre Herzen. — Mein Vater fragte mich gestern noch einmal: „ob ich den Lichtenegg heuraten wolle oder nicht? — „ Verzeihen Sie, mein Vater! gab ich zur Antwort, ich kann meinem Herzen nicht befehlen, — ich kann Lichteneggen nicht heuraten! — „ Nun wohl! schrie er im wildesten Grimme, — mache dich

fertig, — morgen mit Anbruch des Tages reisest du ins Kloster! — „ und so verlies er mich. — Lebe nun wohl, Lieber! — klage nicht über das grausame Verhängniß! — Meine Thränen, meine Seufzer sind ein Opfer für dich, das ich im Schmerzensgefühle dem Himmel abzinse. Werde glücklich, — aber vergiß mich nicht! — auch ich werde Dich nie vergessen. Oft, wenn Du vielleicht im Vergnügen schwimmst, werde ich in meiner einsamen Zelle sitzen, an Dich denken, und weinen. — Oft bey dunkler Mitternacht, wenn sanfter Schlummer längst Deine Glieder angenehm fesselt, werde ich beym Schimmer des ersterbenden Lämpchens die fürchterlich erleuchteten Hallen und Kreutzgänge durchwandeln! — Dann werden meine Seufzer für Dich von den gefühllosen Mauern zurücke tönen, und mein Gebet für Dich zum Himmel emporsteigen! — — Verzeihe, Lieber! weiter kann ich nicht schreiben, — meine Hand zittert, mein Herz möchte zerspringen, und meine dem verweinten Auge entstürzenden Thränen verlöschen die Schrift. — Schon höre ich die Pferde stampfen, und wiehern! — Ich mus fort, — der liebe Gott weis, in welches Land! — Noch einmal, Be-

ster, — lebe wohl! werde glücklich! — Dort — sehen wir uns wieder!

Deine

ewig getreue Therese.

Antons ganze Besinnungskraft war dahin! Er nahm Hut und Stock, und lief einige Gassen durch. Als er nahe am Thore war, hörte er einen Wagen hinter sich herrasseln. Als ihm der Wagen nahe kam, sah er sich um, und erblickte — Theresen mit zween handvesten Kerls in demselben sitzen. — Halt! — rief er dem Kutscher zu, — oder du bist des Todes! — „Fahr zu! schrieen die beiden im Wagen; —" Der Kutscher gab den Pferden die Geisel, und der Wagen flog zum Thore hinaus. Anton verlies den Wagen nicht; — er lief immer so dicht hinter demselben her, daß ihn die Räder über und über mit Koth bedeckten. Eine Stunde beinahe war er so Rastlos hinter dem Wagen hergelauffen; — aber izt waren seine Kräfte erschöpft; — Das Blut drängte sich Stromweise aus Nase und Mund, und er blieb halb todt auf der Strasse liegen! — O Jüngling, sieh' her auf diese Szene! — Dieß ist der Lohn der Liebe!

Ein Bauer kam des Weges: er sah ihn liegen: — so liegt die Lilie vom Sturme zerknickt. — Der Anblick rührte ihn: er faßte ihn also auf, und trug ihn ins nächste Dörfchen in seine Hütte. — Anton gab kein Zeichen des Lebens von sich. Es kam der Chirurgus, der ein ziemlich gescheider Mann war, — und nach einigen Stunden hatten die guten Leute die Freude, daß der Jüngling die Augen wieder aufschlug. — Die Leute pflegten ihn, so gut sie konnten, und durch ihre und des geschickten Wundarztes Bemühung war er in einigen Tagen beinahe wieder ganz hergestellt. — Anton wollte sie für ihre Bemühung bezahlen, aber er hatte kein Geld, — hatte nichts, als einen goldenen Ring und eine silberne Tabatiere, beide, Geschenke seines seligen Vaters. Er wollte sie ihnen geben, — aber sie nahmen dieselben nicht an. — „Ich habe auch Kinder, sprach der gute Chirurg, die noch nicht versorgt sind, Gott weis, wo sie einst hinkommen! — Dann wird es ihnen auch wohlthun, wenn sie in ähnlichen Fällen Hilfe erhalten! — Wir thaten ohnedem nicht mehr, als was ein Mensch dem andern schuldig ist. — „ Und so entliessen sie ihn unter Thränen. —

Anton haßte die Stadt, die er zuvor so sehr geliebt hatte, denn sie erinnerte ihn zu oft an seinen Verlust. Er beschloß also, diesen Ort der Freude sowohl, als noch mehr des Schmerzens zu verlassen, und sich in ein fremdes Land zu begeben, wo ihn Niemand kennen, und wo er im Stillen, unbemerkt dem grossen Haufen, seine Tage dahin leben, und an seine Therese denken könnte. Er hatte in Sachsen einen reichen Onkel, der von seinen Kapitalien lebte: diesem schrieb er, und entdeckte ihm sein Vorhaben, und erhielt bald darauf Antwort, daß er sich zu ihm begeben sollte. Anton brachte mit seinen Vormündern alles in Richtigkeit, und begab sich auf die Reise. —

Fünf Tage war er gereist. Am sechsten Mittags erblickte er in einem angenehmen Thale ein Dorf. Die Hütten waren klein, niedrig und ärmlich, und dienten kaum, die Einwohner vor Kälte, Wind und Regen zu schützen. Aber mitten im Dorfe erhob sich ein grosses — stolzes Gebäude, gleich dem Palaste eines mächtigen Königs. Die Kamine rauchten, und verkündeten eine üppige Mahlzeit. — Anton schloß aus allem, daß dieß ein Gebäude

seyn müste, wo gewisse Leute das Gelübde der Armuth ablegen, übrigens auf Kosten ihrer Mitmenschen müssiggehen, kostbar essen und trinken, ihren Leidenschaften fröhnen, die Leute im Aberglauben und der Dummheit zu erhalten trachten, und dann zur Abwechslung und zum Zeitvertreibe unsinniges Zeug auswendig herabschreien, das sie Beten nennen!! — daß dieses Gebäude ein Kloster seyn müste. — Die elenden Bauernhütten bekräftigten diesen Schluß vollends, denn es ist ja bekannte Hauptmaxime der Klöster, daß sie aus Liebe für alle ihre Untergebenen, als Blutigel diese Armen völlig aussaugen, nur damit diese ihre lieben Schafe nicht muthwillig werden. —

Er stieg in einem elenden Gasthofe ab. Im Zimmer sassen viele Bauern, und ein dicker Nebel vom Tabackrauch nahm dem Eintretenden beinahe den Atem. Die Leute machten grosse Augen, als sie Anton sahen; standen auf, und nahmen langsam ihre Mützen ab. Er fragte den Wirth: was das grosse Gebäude im Dorfe oben für ein Grundstück sey? Und die Antwort: „Ein Nonnenkloster —„ fuhr ihm wie Feuer durch alle Nerven und Adern. Mit

dem Worte: Nonne, kehrten alle seine schmerzlichen Ideen und das ganze Schicksal Theresens in seine Seele. Seine Schwermuth erreichte den höchsten Grad. Er schafte beim Wirthe sein Mittagsessen an, und begab sich ins Freie. —

Versunken in melancholische Gedanken kam er dem Kloster wider seinen Willen nahe. Mit Staunen betrachtete er die ungeheuern hohen Mauern und die Fenster, die alle mit Gittern versehen waren, gleich als wären Mörder und Staatsverräther hier verschlossen. Wie manches blühende Mädchen, dachte er sich, wird hier schon als ein unglückliches Opfer des Fanatismus und der Tyranney ihre Tage verseufzt haben! Vielleicht harren noch izt einige vergebens — ihrer Erlösung entgegen! — Und meine Therese? — o Therese! — Therese! — auch du wirst in so einem Kerker verschmachten müssen, und ich kann dich nicht retten! — ich weis nicht einmal, wo du bist! — O hätte ich doch Kraft in meinem Arme, alle solche zur Schande der Menschheit erbaute Gefängnisse niederzureissen! — Doch, ich mus mich entfernen; diesen Anblick kann ich nicht mehr ertragen! —

Er kam in den Gasthof, und sezte sich zu Tische. Der Wirth war sehr geschäftig, seinen Gast zu bedienen und zu unterhalten. „Haben Sie Sich ein wenig in unsrer Gegend umgesehen? sprach er, wie gefällt sie Ihnen? nicht wahr, sie ist schön? —„ Ja, war die Antwort. — „Haben Sie auch das Kloster gesehen?„ fragte der Wirth weiter, und erhielt die vorige Antwort. — „Ja, fuhr er fort, das Kloster ist reich und ansehnlich, und zählt viele Glieder aus den ansehnlichsten Häusern. Erst neulich, ohngefähr vor drey Wochen, — ja, morgen ist es gerade drey Wochen, — wurde ein fremdes Fräulein eingekleidet. —„ Anton wurde auf einmal aufmerksam: ein fremdes Fräulein? sprach er — vor drey Wochen? — sprechen Sie weiter, Herr Wirth, wie sah sie aus? wie war sie gekleidet? sahen Sie dieselbe? — sprechen Sie! — „Ich sah sie in der Kirche, antwortete der Wirth, — o Sie hätten sie sehen sollen, — ein schöners Mädchen sah ich in meinem Leben nicht, und war doch weit in der Welt: ich war in Wien, in München, in Augsburg, in — —„ Weiter, rief Anton, dieß ein andermal. — „Nun, fuhr der Wirth fort, sie

war

war ausserordentlich schön! — Sie hatte ein ganz weisses Kleid mit einem schwarzen Bande; — aber ihr Gesicht war blaß, und ihre Augen sahen aus, als wenn sie sehr viel geweint hätte. — Unter uns gesagt, denn öffentlich darf man's nicht sagen, ihr Vater soll ein sehr reicher, angesehener Herr in einer grossen Stadt weit von hier seyn, der sie zur Straffe hieher geschickt hat, weil sie nicht nach seinem Willen heuraten wollte? —„ Anton sprang auf, und warf Löffel, Messer und Gabel weg: — ja, rief er, ja, sie ists! sie ists! — Gott! ich bin ihr so nahe, wenn sie es doch wüßte! — ja, ich mus sie retten, — retten! und sollten alle Klöster, ich, ja die ganze Welt zu Grunde gehen! — Endlich doch einmal Hofnung zu bessern Tagen nach so vielem Jammer! — Ich entführe sie, bringe sie zu meinem Onkel, und er wird uns aufnehmen, und uns eine Freistätte, ein Oertchen gönnen, wo wir unser Glück geniessen können! — So schwärmte er, glaubte sich im Himmel, glaubte sich schon in Theresens Armen, — glaubte sich schon mit ihr in Sicherheit. —

Es ist dem raschen, feurigen Jünglinge eigen, sich Glückseligkeiten und Dinge als wirk-

lich zu träumen, ohne vorher auf die Möglichkeit derselben gedacht zu haben. Dadurch wird mancher unglücklich. Dieß war auch der Fall bey Anton. Er rief seinem Bedienten: Therese ist hier, sprach er, hier im Kloster, — ich mus sie retten! — Hier hast du Geld, — eile, so schnell du kannst, ins nächste Städtchen zurücke, wo wir heute durchgefahren sind, und kauffe mir Frauenzimmerkleidung! — aber hörst du? — säume dich ja nicht, wenn du mich liebst! — Der Bediente sprengte fort, und nach zwey Stunden war er mit einem ganzen Frauenzimmeranzuge wieder zurücke. — Antons Freude war ausserordentlich: er küßte und drückte den Bedienten, und versprach ihm Lebenslänglichen Unterhalt, wenn er glücklich werden würde. Um aber alles Aufsehen, allen Verdacht zu vermeiden, lies er sogleich anspannen, und fuhr bis in das nächste Dorf; — auf dem Wege aber legte er seine Kleider ab, und zog die Frauenzimmerkleider an. Zugleich unterrichtete er den Bedienten von seinem Vorhaben, und gab ihm Anweisung, wie er sich zu verhalten habe. Er sollte im nächsten Wirthshause bleiben, die dritte Nacht aber um zwölf Uhr vor dem Dorfe, wo das Kloster war,

warten,

warten, bis er käme, und käme er diese Nacht nicht, so sollte er das alle künftigen Nächte fortsetzen und harren. Er gab ihm all sein Geld, seinen Ring, seine Dose und Uhr, und gieng zu Fusse als Frauenzimmer nach dem Kloster zurücke. —

Wie pochte ihm das Herz, als er dem Kloster nahe kam, — wenn er dachte, daß er seine Therese nun bald sehen, bald mit ihr glücklich werden würde! — Er war an der Klosterporte: er läutete: — eine Nonne kam, und fragte ihn um sein Gesuch. Er bat, mit der Aebtissinn selbst reden zu dürfen. Wie froh war er, daß er in seinen jüngern Jahren die französische Sprache erlernt hatte! sie kam ihm izt treflich zu statten. — Die Aebtissinn kam voll von Würde, heiligem Stolze und Bewußtseyn ihrer Grösse und Vollkommenheit!!! — Anton lies sich auf ein Knie vor ihr nieder, — denn dieß müssen alle Kandidaten und Kandidatinnen thun, wenn sie in den Schafstall — der Dummheit — wollen aufgenommen werden — — und bat, in das Kloster aufgenommen zu werden: er sey eine französische Emigrantinn, sey des Erdenlebens müde,

und wolle seine künftigen Tage zu seinem Seelenheile verwenden. — Die Aebtissinn, die blos deswegen schon für ihn eingenommen war, weil er, wie er vorgab, ein französisches Frauenzimmer wäre, freute sich, wieder eine Seele aus den Klauen des Teufels gerissen, und in die Arche des Lebens gerettet zu haben. Sie hielt sogleich ein Kapitel, gab den übrigen Nonnen ihre Meinung zu verstehen, und diese waren so klug, derselben zu entsprechen. — Unter den größten Freudensbezeugungen wurde die französische Emigrantinn in das Kloster aufgenommen.

Man übergab die Novitzinn der Novitzenmeisterinn. Diese war eine in den Kämpfen wider das Fleisch und den Teufel alt gewordene Frau, welcher man es ansehen konnte, daß sie fromm und klug war, denn sie war sehr häßlich, und ein Riegel wider das 6te der Gebote. — Sie redete der Novitzinn mit aller Schärfe des Klostergeistes zu, und wies ihr ihre Zelle an. „Sie ist eben recht gekommen, sprach sie, — wir haben vor einigen Wochen eine Novitzinn bekommen, die so schwermüthig ist, daß sie kein Wort spricht, und wir

für ihr Leben besorgt sind: — vielleicht gelingt es Ihr, sie durch Ihren Umgang aufzuheitern. —„ Anton glaubte versinken zu müssen: wild tobte sein Blut, — er schnappte nach Luft: seine Besinnungskraft war fast ganz dahin, — und schier hätte er sich verrathen. —

Unterdessen war er hinter der Novitzenmeisterinn her einige Kreutzgänge durchgeschlichen. „Ich will sie zur Schwester Brigitta führen, — murmelte sie, — sie wird schon mit ihr bekannt werden.„ Zugleich öfnete sie die Zelle, und trat mit ihm ein. — Anton war verschleiert. — Er sah am Fenster eine Nonne sitzen, die ein aufgeschlagenes Buch vor sich hatte. — „Mein liebes Schwesterchen, sagte die Alte, hier bringe ich ihr eine Gesellschafterinn, — eine Novitzinn: — liebet einander wie Schwestern, denn izt seyd ihr Schwestern in Christo, — und leistet euch gemeinschaftliche Hilfe im Streite. —„ Brigitta stand auf, und küßte der Alten das von Taback beschmuzte Skapulier, hob kein Auge auf, und sprach kein Wort, sondern seufzte nur. — Anton stand auf glühenden Kohlen. — Gewiß, dachte er sich, ist auch diese ein Opfer des Fanatismus und

des

des Vorurtheils. O Gott! führe mich doch bald zu meiner Therese! — Brigitte war ebenfalls verschleiert. —

„Nun, meine lieben Kinder, sprach die Novitzenmeisterinn wieder, unterhaltet euch, und werdet bekannt miteinander. Schwester Brigitte, sie hat heute Vakanz: — ich verlasse euch izt, und werde euch zum Essen wieder abholen. — „ Sie entfernte sich. — —

Lang stand Anton — noch verschleiert, — und sprach kein Wort — eben so Brigitte. — Endlich brach er das Schweigen: — Möchte ich doch so glücklich seyn, sprach er, Ihre Freundschaft zu geniessen! — Brigitte fuhr heftig zusammen, und sah auf. — Ihr wars, als hörte sie in der öden Mitternachtsstunde eine Stimme aus den düstern Hallen des Kirchhofs. — „Um Gottes Willen! rief sie, welche Stimme! — „ Anton schlug den Schleier zurücke. — — Unglückliches Phantom! habe Mitleid mit dem Zustande einer Elenden! — Höre ich recht? stammelte Anton — Ja, ja! du bist es, — bist es! — — o Therese! — Therese! — Dich habe ich wieder? — wieder in meinen Armen? — Ich werde dich halten, und

und alle Welten sollen dich mir nicht mehr entreissen! — — „Anton, — was hast du gethan? —„ fragte Therese. Nicht mehr, Therese, als Liebe foderte! — O die Liebe ist stark, sie trozt dem Widerstand aller Elemente! — Doch komme, komme! Die Zeit ist kostbar! — „Was willst du? — was hast du vor? — —„ war Theresens Frage. Zur Aebtissinn eilen, ihr zu Füssen stürzen, — ihr unsre Geschichte entdecken, — antwortete Anton. Wenn sie ein Menschenherz hat, so wird sie uns günstig seyn, und unser Glück befördern. Für das übrige ist gesorgt: — wir reisen zu meinem Onkel nach Sachsen, und sind glücklich! — — „Um Gottes willen nicht! — nur nicht zur Aebtissinn! —„ sonst ist aller Schein zur Rettung verlohren! erwiederte Therese; denn Anton, du kennst die Nonnenherzen, besonders bey so einem Falle nicht. — Sie gönnen keinem Menschen das Glück der Liebe, oder die häusliche Glückseligkeit, weil sie selbst derselben beraubt sind. — —„ Nun, so mag mit Gewalt geschehen, rief Anton, was mit Güte nicht geschehen kann! Ich entführe dich: — du folgst mir doch? — „Bis in den Tod, — versezte Therese. Ist das aber möglich? — Du kennst die Riegel und Schlösser,

ser, die eisernen Gitter und die hohen Mauern nicht. — „ Da lasse du mich sorgen, war Antons Antwort. Liebe ist eine unerschöpfliche Quelle von Erfindungen. — Hoffe das Beste! Ja! wir werden glücklich werden! —

Die Novitzenmeisterinn kam, und holte sie zum Essen. Anton wurde noch als Gast betrachtet, und vom Tisch dispensirt. —

Nach Tische führte man die neue Novitzinn in den Garten. Anton erstaunte über die ungeheure Mauer, — er lies aber den Muth deswegen nicht sinken. Er merkte sich Ort und Gelegenheit; — auch verbarg er sich in einer Ecke des Gartens mehrere kleine Leitern, und im Treibhause altes Strickwerk. Sein Plan zur Flucht war fertig: — er konnte nach Antons Meinung gar nicht fehlschlagen: — und dann, welch ein Glück harrte seiner! —

Der längstgewünschte und zur Ausführung des beschlossenen Plans bestimmte dritte Tag war da — Therese von allem unterrichtet. — Wie pochte ihr das Herz, wenn sie an ihre Erlösung dachte! —— Ja, — gutes Mädchen! — Deine Erlösung ist nahe! — Schon neigte sich die Sonne, und am westlichen Horizonte sam-

melten

melten sich dichte Wolken. — Sieh, sprach Anton zu Theresen, wie uns der Himmel günstig ist! — Daß wir nicht so leicht bemerkt werden mögen, hüllt er seinen Mond und seine Sterne in Wolken ein! — Wer einmal in so einer Lage war, der wird wissen, was das heisse: die Entscheidung seines ganzen künftigen Schicksals von wenigen Stunden abhängen zu sehen! Anton zitterte nicht. — Morgen, dachte er, bin ich entweder unendlich glücklich, oder unaussprechlich elend. —

Das Nachtessen war vorbey — die Komplet gebetet — die Nonnen in Schlaf versenkt. Anton zog die Schuhe aus, und schlich den Kreutzgang durch zu Theresens Zelle. Schwach erleuchtete ein Lämpchen den Kreutzgang wie eine Todeshalle: Theresens Zelle stand halb offen: — Bereite dich! flüsterte er, — ich gehe, alles in Ordnung zu bringen, und ehe die Klosterglocke eilf schlägt, bin ich wieder bey dir, und hole dich ab. —

Er schlich sich hinunter. Wider sein Vermuthen war die Gartenthüre zugeschlossen. Zum Glücke aber war sie nur eine hölzerne Gitterthüre. In einigen Minuten war das ganze

Schloß ausgeschnitten. Er lief durch den Garten hin, holte die Stricke aus dem Treibhause und die Leitern, band sie zusammen, und richtete sie an der Mauer auf. Zu seiner innigsten Freude sah er, daß sie die Höhe der Mauer erreichten! Er lies sie stehen, lief zurücke, schlich sich durch die Kreutzgänge hinauf, wo Therese seiner mit ängstlicher Sehnsucht harrte. — Komme! flüsterte er, wir sind gerettet! Er nahm ihre Hand, und führte sie dem Garten zu. Keine Seele regte sich, nur hörte man zuweilen eine Nonne schnarchen, und den Wind an die klappernden Fenster Stosweise schlagen. Nur halb mehr flimmerte das Lämpchen, und konnte sich kaum vor dem Auslöschen retten. —

Sie waren im Garten, und die Klosterglocke schlug eilf. — „Hu! — sprach Therese, und schmiegte sich an Anton hin, — wie ist mir! — wie schauerlich still liegt die ganze Natur umher! — o Anton! — was fühle ich! — mir ist so ängstlich, — so bang! — —„ Nur Muth, meine Liebe! — versezte Anton, — bald sind wir glücklich! —

Sie waren an der Leiter: — Der Wind fieng an zu heulen. — Anton stieg voran, und führte Theresen an der Hand nach. — Glücklich hatten beede den Gipfel der Mauer erreicht. — Anton sezte sich auf die Mauer, Therese neben ihm hielt sich an ihn vest; er zog die Leiter hinter sich nach, und lies sie auf der andern Seite wieder hinab. Sie erreichte den Boden, und stand vest. Anton stieg voraus: Therese hinter ihm her. — Izt schallte die Klosterglocke, um die Nonnen aus dem Schlafe zum mitternächtlichen Gebete zu ruffen. „Hörst du? sprach Therese, — laß uns eilen! bald wird man uns vermissen! — „

Schon waren sie in der Mitte der Mauer: — schon glaubte Anton am Boden zu seyn, — als auf einmal ein Strick entzwey riß, und beide hinabstürzten. Anton war nicht im geringsten beschädigt: — aber Therese stürzte mit dem Kopfe gegen die Mauer, daß das Gehirn an derselben herabrann. — Gott! rief Anton, — Therese, wo bist du! — „Lebe wohl, Anton, sprach sie mit schwacher Stimme, — — Richter der Welt, verzeihe mir! — „ hier starb sie. — — Anton warf sich auf ihren

Leichnam hin, und sprach lang kein Wort. — Endlich schluchzte er: o Therese, Therese! Nur noch Einmal öfne deine Augen! — nur noch Einmal! — — Ach, umsonst! — hämisches Schicksal, — warum klebt nicht auch mein Gehirn an dieser Mauer? — Doch, was lebe ich noch! — für mich ist kein Glück mehr hienieden! — Therese! — ich folge dir! — Hier stach er sich einen immer bey sich geführten Dolch ins Herz, warf sich auf Theresens Leichnam, und hauchte seinen Geist aus! —

Grausamer, tyrannischer Vater! sieh' her auf diese schreckliche Szene: — siehe, das ist dein Werk! — Du hast sie gemordet! — aber wehe dir an jenem Tage, wenn dein eignes Blut wider dich zeugen wird! — —

Im Kloster vermißte man sogleich die beiden Novitzinnen: — man machte Lärmen, man durchsuchte alles; aber umsonst. Morgens frühe fand sie ein Taglöhner tod bey der Klostermauer liegen. Er zeigte es an, — alles lief und gafte. Auch in benachbarte Dörfer verbreitete sich das Gerücht. — Antons Bedienter kam, und war untröstlich. — Man untersuchte die Geschichte näher, und fand, daß

die

die eine von den Todten eine verkleidete Mannsperson sey. — Alles fluchte über sie, — nur wenig edle Seelen weinten ihnen insgeheim eine Thräne des Mitleids. —

Weil sie sich wider die Religion vergangen hatten, wurden sie nicht zu andern Menschen im Kirchhofe begraben, sondern man wies ihnen einen eigenen Platz ausserhalb des Dorfs unter einer grossen Eiche an. Sogenannte gute!! Christen, Nonnen und alte Weiber kreutzen sich, wenn sie dieser Eiche nahe kommen; — aber der sanfte Jüngling, und das unglücklich liebende Mädchen streuen Blumen auf ihren Hügel, und der edle Menschenfreund weint ihnen eine Thräne des Mitleids. — —

Amalie Bergheim.

Amalie war die einzige Tochter Bergheims aus seiner zweiten Ehe. Mit seiner ersten Frau hatte er zween Söhne und zwo Töchter erzeugt, wovon alle, bis auf den jüngsten Sohn, verheuratet waren. Amaliens Geburt war der Tod ihrer Mutter, die ihr ein Vermögen von zwölf tausend Gulden hinterlies. — Ihre Erziehung besorgte indessen ein Frauenzimmer von vielem Verstande und Herzensgüte. —

Amalie hatte ihr sechzehntes Jahr überschritten. Sie war edel und gut, aber bis zur Schwärmerey empfindsam. Ihre Lieblingsunterhaltung war Lektüre: — Geschichten unglücklich Liebender liebte sie am meisten: — sie vergoß oft Thränen der Wehmuth, wenn sie das unglückliche Schicksal edel Liebender las, und verfiel in tiefe Melancholie. — Dieß war ein Fehler ihres zu feinen körperlichen Systems, nicht aber ihres Herzens. —

Amalie war sehr schön: sie glich der jungen Rose, die sich am Frühlingsmorgen so eben dem Thaue des Himmels öfnet: — ihr Gang war leicht, wie der Gang einer Grazie, und ihr Auge feurig schmachtend. Sie hatte noch nicht geliebt; — aber izt fieng sie an, sich nach einem Gegenstande zu sehnen, der so dächte, wie sie, und mit dem sie ihre Freuden und ihre Leiden theilen könnte. Oft schwärmte sie sich in künftige Zeiten, und häusliche Glückseligkeit hinein; — oft dachte sie sich an der Seite eines zärtlichen Gatten; — oft unter dem frohen Gewühle unschuldiger Kleinen, die sie Mutter nannten. — — Unglückliches Mädchen! — wie bald wird dein Traumgebäude zusammenstürzen! — —

Ihr Vater konnte sie von ihrer Geburt an nicht wohl leiden. Als sie älter wurde, entzog er ihr seine väterliche Liebe ganz. Amalie schmerzte das sehr. Oft weinte sie deswegen die bittersten Thränen. — „Mein Vater, — sprach sie manchmal, und ergrif seine Hand, — wodurch habe ich denn Ihre Kälte verdient? — ich bestrebte mich ja immer, in Allem Ihren Willen zu vollziehen. — Oder sagen

gen Sie mir nur, was ich thun soll? — ich will ja alles gern thun, nur lassen Sie mich Ihre väterliche Liebe doch einigermassen geniessen, die so reichlich auf meine übrigen Geschwister ausströmt! — „ Aber alles war umsonst! — Die Folge von dergleichen Auftritten war, daß Bergheim seine Kälte und Gleichgiltigkeit zulezt in thätigen Haß gegen seine Tochter veränderte. —

Die Ursache von diesem ganzen Betragen waren Amaliens Geschwister. Amalie war reich: daher wurde sie beneidet und gehaßt. Bald aber wurde die Begierde nach ihrem Vermögen thätigeres Laster. — Gute Amalie! wärest du minder reich gewesen, du würdest glücklicher geworden seyn. —

Das erste, was ihre Geschwister zur Erreichung ihres Zweckes vornahmen, war, daß sie ihr das Bißchen väterlicher Zuneigung ganz zu entziehen, und in Haß zu verändern suchten. Und es gelang ihnen auch vortreflich, indem sie Amalien bey ihrem Vater als eine Schwätzerinn, die sich über die Gebrechen ihres Vaters gegen fremde Leute lustig mache, — als eine falsche — heimtückische Schmeichlerinn angaben.

gaben. — Hierauf stellten sie ihrem Vater vor: Das Beste, sich diese gefährliche Person vom Halse zu schaffen, sey: wenn man sie in ein Kloster stecke; — Das Kloster sey mit etlichen tausend Gulden zufrieden, das übrige Vermögen könne man unter sich theilen; den Leuten müsse man nicht alles auf die Nase binden, — u. d. gl. — Bergheim nahm den Vorschlag an, und versprach, ihn auszuführen. Von Amaliens Mutterseite war Niemand mehr, der sich um sie hätte annehmen können. —

Geld! — elendes Metall! zu was kannst du die Menschen nicht verleiten! — Wie viele Unglückliche mordetest du schon! — —

Bergheim schrieb sogleich, ohne Amalien ein Wort zu sagen, an die Aebtissinn des nächsten Nonnenklosters, und bot ihr vier tausend Gulden an, wenn sie seine Tochter ins Kloster einnehmen wollte. Die Antwort kam mit den verbindlichsten, schmeichelhaftesten Ausdrücken, — und der Kauf war richtig. —

Des andern Tages früh gieng er auf Amaliens Zimmer. — Amalie hüpfte ihm entgegen, und küßte ihm mit Wärme die Hand. — „Amalie, — sprach er in einem etwas gelin-

dern Tone, als sonst, — ich habe dir eine Versorgung zugedacht. —„ Mir eine Versorgung? antwortete Amalie. — „Ja, versezte Bergheim, es ist schon alles in Ordnung: du kommst ins Kloster nach A... —„ O mein Vater! — sprach Amalie mit holder Naivität, seit langer Zeit habe ich heute das erstemal das Glück, daß Sie mit Ihrer Tochter spassen. — Ich würde mich übel ins Kloster schicken. — — „Spassen? — fuhr sie Bergheim mit Härte an, — bin ich denn so spaßhaft? — und besonders, wenn ich bey dir bin? — Genug, du weißt izt meinen Willen: — von dem mich keine Seele abzubringen im Stande ist. Laß deine Wäsche einpacken! — morgen frühe reisest du! —„ Amalie wollte ihm zu Füssen stürzen, — aber er war weg! —

Sie blieb auf der Erde liegen, und schluchzte laut. Nach einigen Minuten traten ein Paar fette, langbärtige, in braune Säcke eingehüllte Ungeheuer, die um ein Glas Wein, und eine gute Tafel den Teufel aus der Hölle heraus — und wieder hinein predigen, ins Zimmer. — Amalie stand erschrocken auf, und die beiden Kerls fiengen ihr Handwerk an.

Sie sezten sich auf ein Kanapee, nahmen Amalien in die Mitte, und machten ihr ein Langes und ein Breites von der Nichtigkeit dieser Welt vor. Ihr übler Geruch lies auch wirklich schliessen, daß sie selbst nicht mehr von dieser Welt seyn, sondern von einem mephitischen Styx gekommen seyn müßten. Sie sprachen von der Eitelkeit der zeitlichen Güter und Freuden, von der Ruhe und Einsamkeit, von der Süssigkeit des ewigen Lebens, von Verläugnung seiner selbst, und von der Kreuzigung und Abtödtung des Fleisches, — und ihre glänzenden Gesichter und dicken Bäuche bewiesen, daß sie selbst dieß alles ausübten!! Endlich, um ihres gewissen Sieges nicht zu verfehlen, griffen sie nach Bergheims Anweisung Amalien auf ihrer schwachen Seite an, und brachten sie soweit in ihrer Schwärmerey und heiligem Enthusiasmus, daß sie alles, was man von ihr forderte, willig zu thun versprach. Die Kapuziner lachten, freuten sich auf die gewonnene Mahlzeit, strichen sich die Bärte, und giengen weg. —

Amalie war ganz heilige Schwärmerey. Sie dachte sich das Kloster als ein Elysium,

als eine Freistätte der Unschuld und Liebe, und träumte sich selige Tage, die man hier sich selbst, entfernt von Haß, Neid und Verfolgung, verleben könnte, — und konnte die Stunde ihrer Abreise kaum erwarten. Sie band nichts an die Welt, — nicht Liebe, nicht Zärtlichkeit der Eltern. Die Triebe zur Liebe und Geselligkeit glaubte sie mittelst der Zeit zu überwinden, ja ganz vertilgen zu können. — Unglückliches Mädchen! wie sehr irrtest du hierinn. —

Jünglinge! — Mädchen! — glaubet nicht, daß ihr diese Triebe der Natur dadurch überwindet oder vertilget, wenn ihr euch ganz von dem menschlichen Umgange entfernet. Sind wir nicht für das gesellige Leben geschaffen? Und wie schrecklich fühlen wir den wahren Werth der Gesellschaft, wenn uns ihr Verlust auf die Folter spannt! In der Einsamkeit hat die Seele Zeit, nachzudenken, — und die Triebe der Natur erwachen mit doppelter Stärke. —

Amalie schlief die ganze Nacht keine Minute. — Bald lachte sie, bald weinte sie: — bald schwärmte sie: — bald ward ihr wieder so ängstlich und bang, als wenn der künftige Tag ihr Sterbetag wäre. — Doch dämmerte

es kaum, so verlies sie das Bette, und kleidete sich an. Der Tag kam von Osten herauf. Nun wurde ihre Wäsche in den Wagen gebracht: sie frühstückte, und die Pferde standen angespannt. — Izt wollte sie gehen; aber in diesem Augenblicke wars ihr, als würde sie von einem höhern Wesen gewaltsam zurücke gehalten. Ströme von Thränen entstürzten ihren Augen, und vor lautem Schluchzen konnte sie kein Wort sprechen. „O du! stammelte sie izt, meine Wohnung, von meinen ersten Tagen an, trautes Zimmerchen! — wo ich manche selige Stunde verlebte, manchen goldnen Traum von einer glücklichen Zukunft träumte. — Dich mus ich izt verlassen! — mus dich mit einer öden Zelle vertauschen, — werde dich nicht mehr sehen! — O Allerbarmer, der du im Verborgenen die Schicksale der Menschen lenkst, — segne meinen Ausgang von hier, und laß mich, da Leiden und Unglück auf mich stürmen, nicht verzweifeln!„ — „Komm, Amalie! rief Bergheim, wir müssen heute noch einen weiten Weg machen.„ — Sie weinte, und gieng. —

Eine Menge neugieriger Menschen aus dem ganzen Orte hatten sich vor Bergheims Hause

versam-

versammelt, um dieses Schlachtopfer des Geitzes und der Biggotterie zu begaffen. Alle wünschten ihr Glück, und priesen sie selig: — nur wenige Edeldenkende weinten ihr eine Thräne im Verborgenen.

Der Wagen rollte mit wildem Gerassel über das Pflaster ihrer Vaterstadt weg; als er aber unter dem Thore war, zerbrach ein Rad, und der Wagen lag am Boden. Alles drängte sich herzu, und schrie: Welch ein Unglück! — dieß bedeutet nichts Gutes! — Bergheim knirschte vor Zorn, lies ein anders Rad bringen, und fuhr dem Kloster zu. —

Auf dem ganzen Wege sprach er kein Wort. Auch Amalie sprach nichts, sondern war in stilles Nachdenken und ernsthafte Melancholie versunken.

Die Sonne schwebte nur noch am Rande des Horizonts, als auf einmal Bergheim Amalien aus ihrer Melancholie aufweckte. — „Amalie! sprach er, sieh dort hin! — erblickst du jenen Thurm dort unten im Thale? — Dort jenes majestätische Gebäude, — ist deine Wohnung. —„ Amalie wußte nicht, wie ihr war. — Also hier, dachte sie sich, hier soll ich

leben,

leben, innerhalb dieser Mauern? Meine Gesellschaft besteht aus Menschen, die ich noch nie gesehen habe? — hier leben, bis der Tod den Faden meines Hierseyns zerreißt? — soll nie wieder die Luft unter Gottes freiem Himmel atmen? — nie wieder, ausser nur aus jenen Fenstern den Frühling aufleben sehen? — nie wieder wandeln an der umschatteten Quelle? — nie wieder Vergißmeinnichtchen pflücken? — nie wieder an das Glück der Liebe, noch an häusliche Seligkeit denken? — — — O das ist hart! — sehr hart! — und ich fürchte, mein Herz wird manchmal an mir zum Verräther werden, — wird sich manchmal, wie das halb ausgeblutete Lamm, schrecklich wider diesen Verlust sträuben. — — — Doch, du dort oben, du kennst mich, du wirst mich nicht verlassen. — Und nun, lebt wohl, ihr Wiesen und Fluren! — lebt wohl, ihr Blumen und Gesträuche! — euch werde ich nicht mehr betreten, — nicht mehr sehen! — Lebe wohl, Welt, die für mich nicht geschaffen ist, — die ich nicht geniessen darf! — Thränen nezten ihr Busentuch durch und durch: — Bergheim schien sie nicht zu bemerken. —

Sie

Sie waren dem Kloster nahe: Amalie entsezte sich über den Anblick der ungeheuern Mauer, die das Kloster von allen Seiten umgaben. Wenn das Kloster, dachte sie sich, ein Ort der Ruhe und des Friedens, ein Paradies auf dieser Erde ist, zu was denn diese Mauern? — zu was diese Gitter vor allen Fenstern? Sind dieß nicht Anzeigen von gewaltsamer Zurückhaltung? — und wozu den Zurückhaltung, wenn es hier so ein seliges Leben giebt? —

Sie waren im Redezimmer, und Amalie harrte ängstlich auf die Ankunft der Nonnen, und sah schaudernd nach dem Gitter hin, das die Nonnen von der Welt trennt, und wie ein Vogelbauer einschließt. — Die Aebtissinn lies sich selbst so weit herab, daß sie das aufzunehmende Schlachtopfer bewillkommte, in Begleitung vieler andern Nonnen, wünschte sie Amalien Glück, daß sie sich von der Welt losmachen, und sich nur ihrem himmlischen Bräutigam widmen wolle, bestättigte sie in ihrem heiligen Entschlusse, und alle Nonnen nannten sie Schwester. — Amalie wurde von diesen Süssigkeiten und Schmeicheleien übertäubt,

und wünschte, nur recht bald am Ziele zu seyn. —

Am andern Tage wurde prächtig gegessen und getrunken, und alles schien munter und froh: — nur eine einzige junge Nonne glaubte Amalie zu bemerken, auf deren Gesichte man innerlichen Gram lesen konnte. Sie sah sie öfters an, und glaubte in ihrem Auge und Blicke zu lesen, daß sie eine Unglückliche sey. — Amalie wurde melancholisch, sie sah in dieser Unglücklichen ihr eignes Schicksal mit prophetischem Blicke. Sie schüzte Unpäßlichkeit vor, stand vom Tische auf, begab sich ins Freie, und hieng ihren schwermüthigen Ideen nach. —

Nach einiger Zeit kam sie ins Speisezimmer zurücke, und fand alles, Aebtissinn, Priorinn und Laienschwester im tiefen Rausche begraben: — jene Nonne aber war nicht mehr da. —

So vergieng der Tag: der andre Morgen rief Bergheimen nach Hause, und Amalien in ihre Kutte und Zelle. — Der Wagen war angespannt, und Amalie sollte Abschied von ihrem Vater nehmen, den sie zärtlich liebte, ohngeachtet er sie so hart behandelt hatte. — Sie

hieng sich an seinen Hals, und weinte heftig. — Mein Vater! — schluchzte sie, — ich sehe Sie vielleicht zum leztenmale! — noch Einmal nehmen Sie meinen heissen — glühenden Dank für alle die väterliche Sorgfalt, die Sie von meiner Geburt an für mich hatten, — und vergeben Sie mir den Verdruß und den Kummer, den ich Ihnen vielleicht manchmal machte! — Leben Sie wohl, und lang gesund! — Der heftigste Ausbruch des Schmerzens benahm ihr alle Worte: — Bergheim riß sich von ihr los, warf sich in den Wagen, und befahl fortzufahren. Amalie trat in die Klausur. — —

Nun wohl dir, grausamer Vater! — deine Tochter ist im Kloster: — du hast deine Absicht erreicht. — Nimm ihr Vermögen, und verschwende es mit deinen übrigen Kindern in Freude und Vergnügen, indeß deine Tochter in ihrer Zelle die Tage ihrer Jugend verseufzt, und ihr Daseyn verwünscht; — aber wehe dir einst! — schweren Fluch hast du dadurch auf dein Haupt geladen! —

Man wies Amalien ihre Zelle an. Hier mußte sie sich zur Einkleidung vorbereiten,

die nach drey Tagen geschehen sollte. Man gab ihr geistliche Bücher, und die Novitzenmeisterinn war täglich bey ihr, um sie im Geiste zu stärken.

Der Tag der Einkleidung war vorüber, und Amalie eine Nonne. Und schon fieng die Freundlichkeit der übrigen, die anfangs so groß war, an, sich in Kälte zu verwandeln. Amalie hatte Gelegenheit, sie in ihrer wahren Gestalt kennen zu lernen. Mißgunst, Neid und Zanksucht herrschten allgemein, und verbitterten das Leben. Wenn eine nur einen günstigen Blick von der Aebtissinn oder Priorinn erhielt, so beneideten und haßten sie die übrigen deßhalb, suchten sie zu verkleinern und herabzusetzen, und verfolgten sie auf alle nur mögliche Weise. Daraus entstand der bitterste Haß. Ist das nicht Hölle, immer um die Person, die man haßt, zu leben, sie täglich zu sehen, und mit ihr umzugehen?

Amalie suchte die Freundschaft der Nonne, die, wie oben gemeldet worden, gleich beim ersten Anblick so grossen Eindruck auf sie gemacht hatte. — Es liegt gleichsam in der Natur des Menschen, daß sich gleichgestimmte

Seelen immer finden, und beim ersten Anblicke durch ein unbekanntes himmlisches Band vest aneinander geknüpft werden. Unter zwey Leidenden hat oft vorzüglich die engste Freundschaft Platz. — Amaliens und Theresens Herz — so hies die Nonne — fanden sich, und schlossen sich, wiewohl im Verborgenen, täglich mehr und mehr aneinander. Sie erzählten sich wechselseitig ihre Geschichte, weinten sich wechselseitig Thränen des Mitleides, und trösteten sich mit Hofnungen, die nie in Erfüllung gehen konnten. Therese liebte, — liebte unglücklich, und hatte nie Hofnung, mit dem Gegenstande ihrer Liebe zusammen zu kommen. Das Schicksal hatte ihn in ferne Länder gebannt, und ihr Schleier war eine unübersteigliche Mauer zwischen ihr und der Welt. — Oft saß sie in trostloser Verzweiflung auf ihrer Zelle, und nur Amaliens sanfte, liebreiche Stimme der freundschaftlichen Tröstung erhielt sie manchmal noch vom Grabe zurücke, an dessen Rand sie Schmerz und Verzweiflung hingetrieben hatte. —

Amalie hatte ihr Novitzjahr noch nicht hinterlegt, — den feierlichen Schwur — Profeß — noch

noch nicht gethan; — mithin war sie noch immer nicht gehalten, im Kloster zu bleiben. Therese beschwur sie manchmal unter Thränen bey Himmel und Erde, und bey ihrer eigenen Glückseligkeit, diese Zeit zu benützen und das Kloster zu verlassen. — Allein Amalie stellte ihr ihre Lage und Umstände vor, und Thränen waren dann meistentheils die Folge des freundschaftlichen Rathes. —

Lang erleichterten sich die beiden Freundinnen so durch wechselseitige Theilnahme ihr Schicksal, und genossen der Früchte der Freundschaft im Verborgenen; denn in Klöstern ist es verboten, Privatfreundschaften zu unterhalten! Theresens Mißvergnügen war im ganzen Kloster bekannt: es war ihr sogar verboten, mit Amalie zu reden, weil man befürchtete, sie könnte die Novitzinn verführen. Amalie machte sich mit keiner andern Nonne viel zu schaffen: dieses beleidigte die Nonnen, und gab Ursache, daß man alle ihre Tritte und Schritte streng beobachtete. Man kam auf die Spur ihres Verständnisses mit Theresen, und das war eine erwünschte Gelegenheit, sich an dem stolzen Nettchen, — wie man sie nannte — zu rächen. — Man hinter-

brachte es der Priorinn, und diese referirte es der Aebtissinn. —

Amalie und Therese saßen eines Tages eben in vertraulichem Gespräche beysammen, und erleichterten sich wechselseitig ihre Herzen. Es war in der mittägigen Erholungsstunde, denn ausser dieser ist es keiner Nonne erlaubt, mit einer andern zu sprechen. — Da trat auf einmal die Aebtissinn sammt der Priorinn und Novitzenmeisterinn ins Zimmer. — Beide Vertraute erschracken heftig. — "Was macht sie bey der Novitzinn, Schwester Therese? sprach die von heiligem Zorne über und über rothe Aebtissinn, weis sie das Verbot nicht? — Und sie, Amalie, kann sie, da sie kaum noch hereinschmeckte, schon so unverschämt seyn? — — Ihr sollt eurer Straffe nicht entgehen! — Sie, Frau Priorinn, wissen, was Sie mit Theresen, — und Sie, Frau Novitzenmeisterinn, was sie mit Amalien zu thun haben." — Wie vom Donner getroffen stand Amalie da: die Aebtissinn und Priorinn giengen mit Theresen fort. — Die Novitzenmeisterinn blieb bey Amalien auf der Zelle. —

Hier stellte sie ihr mit rauhen Ausdrücken die Schwere und Grösse ihres Verbrechens dar, und kündigte ihr ihre Straffe an, daß sie sich in Gegenwart aller Nonnen auf die Erde hinwerfen, ihr Verbrechen gestehen, allen die Schuhe küssen und um Vergebung bitten sollte. — Am andern Tage wurde sie in die Versammlung geführt, um in Rücksicht dessen, was ihr befohlen worden war, Obedienz zu leisten. Die Aebtissinn gab ihr nach der Pönitenz noch einen harten Verweis, und entlies sie auf ihre Zelle. Amaliens Herz blutete über diese Erniedrigung und Kränkung, und nur nach vielen vergossenen Thränen fühlte sie einige Erleichterung. —

Aber wie nahm ihr Schmerz zu, als sie beym Tische Theresen nicht sah! — Sie konnte weder essen noch trinken, sie befürchtete alles für Theresen. Was wird aus ihr geworden seyn? dachte sie, — vielleicht seufzt sie in irgend einem Winkel, oder gar in einem Kerker! — Man stand vom Tische auf, und befahl ihr, bey den übrigen Nonnen im Speisezimmer zu bleiben, da dieses sonst den Novitzinnen nicht erlaubt wird. Aber diese Erlaubniß war ihr

Pein: — man sah sie nach der Seite an, flüsterte sich einander in die Ohren, spottete und lachte, und freute sich, sie so gedemüthigt zu sehen. —

Der Kummer, den sie wegen ihrer Freundinn hatte, ist nicht zu beschreiben. Täglich hofte sie, sie zu sehen, und sah sie — nicht mehr! Nach einigen Wochen erfuhr sie, daß Therese bereits im Grabe liege! — Welch ein Schlag für ihr Herz! —— Wer einst in solchen Umständen den Verlust eines Freundes oder einer Freundinn fühlte, wird sich einigermassen in Amaliens Zustand hineindenken können. —

Amalie hatte nun keine Freundinn mehr, in deren Schoos sie ihren Kummer ausschütten konnte. Verachtet und verfolgt nahm sie ihre Zuflucht zu ihren Büchern; — aber sie fand darin nichts, als ungereimtes — dummes Zeug, Mirackel, und etwa Stossseufzer für alte Weiber. Sie wollte beten, aber ihr Herz konnte sich an die klösterlichen Formeln, die man ihr vorschrieb, nicht gewöhnen. Hätte sie nicht noch in sich selbst Stärke und Trost gefunden, so hätte sie verzweifeln müssen. —

Aber izt stand ihr eignes Herz wider sie auf. Stunden und Tage saß sie einsam auf ihrer Zelle, sich selbst überlassen. Sie dachte ihrer verstorbenen Freundinn nach, und fühlte, was das heisse, von allem menschlichen Umgange entfernt zu leben, — keinen Menschen um sich zu haben, dem man seine Leiden klagen, von dem man Trost erwarten darf. Wenn sie überlegte, wie wenig man sie achte, — wie sklavenartig sie ihren Willen dem Willen ihrer Vorgesezten unterordnen müsse, — wenn sie sich an die Tage ihrer Jugend erinnerte, wo sie frey der schönen Natur ihr Herz öffnen konnte, o da sehnte sie sich nach Freyheit, — nach einer menschlichen Seele, die mit ihr fühlte, und mit ihr leiden könnte, — der sie ihr Herz anvertrauen dürfte — sie liebte, ohne zu wissen, daß sie liebte! —

Allzutief hat der Schöpfer die Triebe der Geselligkeit und Liebe zum Besten des Ganzen in jedes Menschen Seele eingegraben, als daß der Mensch sich nicht vergebens bemühen sollte, sie wider die gütige Absicht des Schöpfers zu unterdrücken oder zu vertilgen. — — Die Natur wacht — früh oder spät — auf, und rächt

sich fürchterlich an den an ihren heilsamen Anordnungen stümpern wollenden Kritikastern. Amalie fühlte nun erst, was sie verlohren hatte. Das Bild der Liebe und der häuslichen Glückseligkeit, die man ihr geraubt hatte, stand unaufhörlich vor ihren Augen. Wie elend war sie! — Von aussen verachtet — verfolgt! — von innen unaufhörlich gequält! — keine theilnehmende Seele, keinen Rath — keinen Trost! — ihre Tage qualvoll! — ihre Nächte schlaflos! — und so von der ganzen Welt verlassen, zwischen fürchterlichen Mauern eingesperrt! — Denke man sich da die Lage eines schwachen Mädchens! — Ihr Traum von dem paradiesischen Leben des Klosters war verschwunden, sie glaubte, in der Hölle zu seyn. — — —

O Jüngling! Mädchen! spiegle dich in Amaliens Beyspiele, wenn dich Schwärmerey übermannen will — wenn man dir die Reitze des Klosterlebens so enthusiastisch malt! — Sie sind Lockspeise für deine junge feurige Phantasie! Lässest du dich betäuben, ach dann wirst du einst zu spät! — an der Kehle die eiserne Angel fühlen, die in dem Köder verborgen war. —

Amalie

Amalie weinte unaufhörlich. Wenn längst Mensch und Thier vom wohlthätigen Schlummer erquickt wurden; — wenn in der ganzen Schöpfung kein Laut ringsum zu hören war, als zuweilen ein Windstos in der winterlichen Buche, — oder das entfernte Rauschen eines Bergstroms, — da stand sie am Fenster ihrer Zelle, und blickte zum Monde und zu den Sternchen auf, — und Mond und Sternchen spiegelten sich in ihren Thränen. — O Mond! seufzte sie dann, — und ihr Sterne! — ist Jemand unglücklicher, als ich! — ich bin verfolgt, verachtet, — verlassen! — mus alles entbehren, worauf doch jeder Mensch Anspruch machen kann! — Nie, nie werde ich glücklich werden, nie mich im Umgange eines andern Geschöpfes freuen, nie häusliche Glückseligkeit geniessen können! — — werde nie das frohe Gewühl von Geschöpfen, denen ich ihr Daseyn gab, um mich her sehen! — nie den süssen Namen: Mutter hören! — — Und wenn ich einst sterbe, dann bedauert mich Niemand. — Niemand weint um mich! — Niemand drückt mir die brechenden Augen zu! — Niemand erinnert sich meiner ferner! — mein Andenken verlischt, und es ist mit mir, als wäre ich nie gewesen! —

So

So seufzte sie; — aber ihre Seufzer prallten fruchtlos von den Mauern zurücke. —

So lebte sie im Elende ihre Tage dahin! — Nach langem Kampfe mit sich selbst entschloß sie sich endlich, das Lezte zu wagen und zu der Grosmuth und Liebe ihres Vaters Zuflucht zu nehmen. Sie sezte sich an ihr Pult hin, und schrieb folgenden Brief nieder:

Theuerster Vater!

Vergeben Sie, daß es Ihre Tochter, die längst von der Welt geschieden ist, wagt, noch an Sie zu schreiben! Wenn das Kind zu seinem Vater nicht Zuflucht nehmen darf, — wo soll es sich hinwenden? — wo Hilfe und Rettung suchen?

Bester Vater! ich bedarf beides! — Wenn Sie mir Hilfe und Rettung versagen, so bin ich die Unglücklichste meines Geschlechts: so habe ich kein anders Mittel vor mir, als den Tod. —

Wüßten Sie, was ich im Kloster schon gelitten habe — was ich gegenwärtig noch leide! Ihr Herz, wenn es auch von Marmor und Stahl wäre, müßte gerührt werden. Alles verachtet

achtet und verfolgt mich: — Niemanden habe ich um mich, der sich meiner annähme! — mein Herz sträubt sich fürchterlich wider den Zwang, den ich ihm anthun will. — — Sie sind Vater! — gewiß hatten Sie die Absicht, als Sie mich ins Kloster schickten, — mich glücklich zu machen. — O bester Vater! hier kann ich nie glücklich werden! Kommen Sie, erlösen Sie mich! — ich verlange nichts von meinem Vermögen, — nicht einen Heller. — Meine Hände sollen mich ernähren! — nur lassen Sie mich hier nicht verzweifeln! —

Ich weis es, Sie lieben Ihr Kind: Sie werden mich nicht verlassen, so wie ich nie aufhören werde zu bleiben

Ihre

dankbare, Sie kindlich liebende Amalie.

Der Brief war geschrieben; — aber womit nun ihn siegeln? — wie an ihren Vater bringen, da keiner Nonne ein Siegel zu führen erlaubt ist, als der Priorinn und Aebtissinn, und alle Briefe, die ausgeschickt werden sollen, durch ihre Hände gehen müssen? — So tief hat man in Klöstern die Menschheit herabgewürdigt! — —

Amalie gab der Priorinn den zusammengelegten Brief, und bat sie, ihn zu siegeln, und an ihren Vater zu schicken. —

Die Priorinn war ein Weib, und Priorinn. — Kaum hatte sie den Brief gelesen, als sie pfeilschnell und brennend von Zorn zur Aebtissinn lief, und ihr den Brief zeigte. "Die Närrin, sprach diese, könnten wir wohl lauffen lassen, — aber die vier tausend Gulden? so etwas fängt sich nicht alle Tage. — Kurz und gut, — verbrennen Sie den Brief, und führen Sie mir die Novitzinn her." — — Die Priorinn gieng fort, und führte Amalien zur Aebtissinn. —

Amalie zitterte: die Aebtissinn fuhr sie heftig an: "Was hab' ich von ihr hören müssen, Amalie? Ist denn der Böse, — Gott behüte uns alle davor! — völlig in sie gefahren? Will sie seinen Versuchungen gar nicht widerstehen? will sie das Paradies verlassen, und der Hölle zueilen? So einen Gedanken kann sie wagen? — Doch das alles verzeihe ich ihr noch, wenn sie sich nur bessern will. — Auch an Mitteln zur Busse, — an Waffen wider das Fleisch, und den — Gott behüte uns alle davor! — — soll es ihr nicht fehlen! Frau Priorinn, machen Sie

täglich

täglich Disciplin mit ihr, sehen Sie zu, daß sie sich täglich geiselt, und unaufhörlich das Cilicium trägt. — Nehmen Sie ihr das Bett aus ihrer Zelle weg. Denn das weiche Federbett ist ein Nest des Bösen — Gott behüte uns alle davor! — und lassen Sie sie allzeit über den andern Tag bey Wasser und Brod fasten, damit das übermüthige Fleisch zurechte gewiesen wird. Wirke sie zu diesen heilsamen Mitteln getreulich mit, so wird sie sehen, daß es besser werden wird. — Aber das sag' ich ihr, wenn das alles nur Bosheit von ihr ist: — dann wehe ihr, — dann laß' ich sie ganz auf ewig einsperren. Aus dem Kloster zu kommen — mache sie sich schlechterdings nicht die geringste Hofnung! — Izt geh' und thue sie, was ich ihr befohlen habe!" — Amalie küßte ihr den Ring, und begab sich auf ihre Zelle zurücke. —

Hier warf sie sich auf einen Stuhl. Sie konnte nichts denken: — ihr Herz war wie versteinert, und ihr Auge ausgetrocknet. — — Nach einigen Minuten kam eine Schwester, brachte ihr Cilicium und Geisel, und trug das Bett weg. — Amalie stand mit an einander geklammerten Händen am Fenster. —

Bey Tische bekam sie Wasser und Brod: sie aß aber nichts. — Nach Tische kam die Priorinn und Novitzenmeisterinn, und Amalie mußte sich in ihrer Gegenwart geiseln. — — — Man schnürete ihr das Cilicium um den Leib, und sie mußte auf Stroh schlafen. Aber sie schlief nicht; — ganze Nächte schlich sie bey der zitternden Lampe die Kreutzgänge durch, rang die Hände und seufzte: — und fürchterlich gab ihr ein feindliches Echo von den Klostermauern dieses Seufzen zurücke. —

Mehrere Wochen hatte sie so in einem Mittelzustande zwischen Leben und Tod durchgeseufzt. — Ihre Schönheit, wie ihre Geisteskraft nahm ab, — die Röthe war von ihrer Wange, jene Grazie, die die Mädchen so reitzend macht — die anständige Heiterkeit — von ihrem Gesichte geflohen! — sie glich der Rose: in der reitzendsten Schönheit ihrer Blüthe steht sie da: — aber der Nord braust einher, und zerknickt ihren Stengel — und ihr Haupt sinkt, und ihre Blätter erbleichen! — oder der jungen Papel: — jugendlich schön erhebt sie sich an der sprudelnden Quelle: — aber die Gewässer des Gebirgs schwellen die Quelle — spülen die Erde

von

von der Wurzel der Papel, — und ach! sie sinkt, und wird Raub des wilden Stroms: — Trauernd sieht der Hirt ihrem Sturze nach, und beweint die gesunkene Hofnung der Flur! —

Dieß Amaliens Kontrefey. — Eines Tages ganz spät am Abende saß sie auf ihrer Zelle, und dachte ihrem Schicksale nach. Lang vermißte Thränen stürzten ihr nun plötzlich stromweise aus den Augen, und alle ihre Anstrengung war ein zu schwacher Damm gegen dieser Zähren lauten Ausbruch. Die Nonnen in den nächsten Zellen hörten sie, und zeigten es der Priorinn an. Diese kam in voller Wuth in Amaliens Zelle. — "Was ist das für eine Art? schrie sie — einfältige, dumme S**! hat sie nicht mehr Verstand? — hat sie das Heimweh? — Pfui! schäme sie sich! — oder das sag' ich ihr, ich weise ihr sogleich eine Wohnung an, wo sie die andern Schwestern in ihren frommen Betrachtungen gewiß nicht mehr stören wird!" — Und einer Meduse gleich verlies sie die Zelle.

Dieß war einer der empfindlichsten Streiche für Amaliens Herz! — Also auch das ist mir nicht mehr gegönnt? — nicht einmal weinen darf ich! — Auch diesen Trost versagt man

 mir? —

mir? — Wohl! — Wohl! — sprach die Verzweiflung aus ihr, mein Entschluß ist gefaßt! — Hier warf sie sich auf die Erde auf ihre Kniee, faltete die Hände, und sah zum Himmel auf. — Du dort oben, sprach sie, Vater aller Menschen! auch mein Vater! — Du kennst mein Herz, — siehst mein Elend! — Du wirst mir vergeben, daß ich meinem Schicksale einen Vorsprung mache: — — daß ich den Vorhang selbst zerreisse, den schrecklichen Vorhang zwischen Zeit und Ewigkeit! wohin es dem Sterblichen, solang ihn die sterbliche Hülle umgiebt, zu schauen nicht erlaubt ist! — O Vater, du bist nicht, wie die Menschen, — du wirst mich also gütig aufnehmen. — — Schon stand der Mond, von einsamen Wölkchen umgeben, hoch am Firmamente, und einzelne Sternchen äugelten durch die zerrissenen Wolken. Im Walde tönte es: Uho! — Uho! — Der Wind schlug an die Fenster, und kläglich heulte die Dachfahne. — — Amalie schlich sich aus ihrer Zelle. Die Lampe, die den Kreutzgang fürchterlich erhellte, kämpfte schwach noch, um sich zu erhalten: — auf einmal war sie verloschen. — So werde auch ich verlöschen! — seufzte sie, und schlich sich langsam dem Kirchhofe zu, der mitten im Kloster wie

ein Kreutzgarten war, und nicht verschlossen wurde, damit da die Nonnen manchmal ihre Betrachtungen anstellen konnten. Die Kälte war durchdringend, und der Schnee hoch. — Amalie machte sich eine Grube darein, in Form eines Grabes, und legte sich hinein. — Am Morgen fand man sie todt, mit noch gegen den Himmel gerichteten Händen. — Man begrub sie ohne Cärimonie; und die Nonnen getrauten sich lang nicht ohne Schauder auf den Kirchhof zu sehen, noch durch den Kreutzgang vor Amaliens Zelle vorbeyzugehen, denn diese Rockenphilosophinnen liessen sie spucken!!! —

O Väter, sehet her! — was ihr da laset, ist keine Erdichtung, — ist Wahrheit! — Werdet doch einmal klug, und mordet eure Kinder nicht, da ihr sie glücklich machen sollt! — — —

August Wintersee.

Augusts Vater war Hofmusikus bey einem teutschen Fürsten. Weil der Brüder mehrere waren, und August unter allen am meisten Fähigkeit zeigte, lies ihn der Vater studiren, um ihn einst als Mönch in einem Kloster versorgt zu sehen. August nahm sowohl in der Musik, worin ihm sein Vater selbst Unterricht gab, als auch in den übrigen auf Gymnasien und Lyceen üblichen Wissenschaften in kurzer Zeit äusserordentlich zu. In seinem sechzehnten Jahre hatte er schon erlernt, was er nöthig hatte, um Mönch werden zu können. — Und er wäre bey fortgeseztem Schulstudio ein Genie superieur geworden.

Der alte Wintersee war einer von den Vätern, deren es heut zu Tage — leider! — so viele giebt, — die nur darauf trachten und sehen, daß sie ihre Kinder vom Halse bringen, und nicht mehr für sie sorgen dürfen, sondern

das

das frohe Bewußtseyn haben, daß sie gut versorgt sind, und die Gedärme oft wacker ausdehnen, — daß sie sagen können: "Auch ich habe einen geistlichen Herrn Sohn!" — die die höchste Glückseligkeit in gut besezte Tafeln und ein müssiges Leben setzen, — das übrige aber alles diesem unterordnen, und um Herz und Neigung sich wenig bekümmern. —

August war sehr zur Schwärmerey geneigt. Selbst seine Gesichtsbildung, sein Auge, sein Gang, alles hatte etwas Ernsthaftes, Melancholisches an sich. Sein Vater wußte dieses, und hielt ihn deswegen um so tauglicher ins Kloster. Aber er irrte sich; — und so irren sich alle, die glauben, je finstrer und schwermüthiger der Charakter eines Menschen sey, desto mehr schicke er sich fürs Kloster; — ist dieß nicht eben so, als wenn man einem zum Blutsturze Geneigten heftige Brechmittel geben wollte? — "Jede Krankheit mus durch ein entgegengesetztes Mittel gehoben werden," ist ein Axiom, das selbst Vater Hippokrates nicht als Momus und Zoilus betrachten würde, falls er je der Metempsychose zufolge sublunarischer Bürger wieder zu werden geruhte. — Wenn

ich nun ein düstres — schwermüthiges Temperament in eine Lage versetze, wo alles zur Schwärmerey und Melancholie einladt, wie dieses der Fall im Kloster ist, — hebe ich da diese Herzenskrankheit? oder bewirke ich nicht vielmehr ihre heftigste Krisis! —

Als August die Philosophie absolvirt hatte, war er sechzehn Jahre und einige Monate alt. Sein Vater entdeckte ihm seine Absicht. — "Wenn du im Kloster bist, sagte er, bist du Zeitlebens versorgt: du hast dich weder um Speise, noch Trank, noch Kleidung, noch auch Wohnung zu bekümmern: du kannst für dich von der ganzen Welt unabhängig in Ruhe und Musse dahin leben, — welch reitzende Lage! Wäre mirs noch einmal gegönnt zu wählen, ich würde keinen Augenblick anstehen." — August versprach darüber nachzudenken. —

August war damals, wie gesagt, etwas über sechzehn Jahre alt. Er sollte sich nun einen Standort in der Welt wählen, an den er ewig angeheftet seyn sollte: — warlich ein wichtiges, ja das wichtigste aller Geschäfte! — Daher wird Jedermann begreiffen, daß hiezu viele Erfahrung und reife Vernunft erfordert werde. —

Erfahrung besaß August keine; denn wo sollte er sie bey der Art unsrer Mönchserziehung gesammelt haben, da es nach den hochweisen Vorschriften der mönchischen Orbilusse jungen Studirenden weder erlaubt ist, Gesellschaften zu besuchen, und die holden Geschöpfe kennen zu lernen, die mit ihnen diese Erde bewohnen, und allein schon durch ihre Gesellschaft unsre Bildung vervollkommnen, noch auch ausser ihren Schulbüchern ein Buch zu lesen, wo ein redlicher Mann manche theuer erkaufte Erfahrung als ein edles Kleinod hinterlegt und aufgezeichnet hat? —

Vernunft und Unterscheidungskraft besaß August für sein Alter sehr viel, leider! nur, daß sie sich ebenfalls wieder nicht weit über seine Schulgegenstände hinaus erstreckte! — Wie ist es auch anders möglich, da so viele Hypokriten, die fadesten — wie der, wegen seiner Ohren zum narkotischsten Hohne dienende Meister Hochohr — zur Laute sich qualificirenden Pädagogen, mit ganzer Macht dahin arbeiten, daß sie den jungen Studirenden über gewisse Stücke immer in Dummheit, oder wenigstens in heiliger Entfernung halten? — Da die Eltern mit

Vergnügen blindlings nachbeten? — Da die ascetische Regierungsform in dichten Nebel eingehüllt ist, den kein Auge durchzuschauen vermag, bis der junge Mensch so tief in ihrem Netze verstrickt ist, daß es nicht mehr wahrscheinlich ist, sich wieder loswinden zu können? —

Wenn man also bedenkt, daß August weder Erfahrung, Menschen- und Weltkenntniß besaß, — daß er nicht wußte, was Liebe, was ein anderer Naturtrieb sey, nicht einmal die Bestimmung der verschiedenen Geschlechter kannte; — daß er die wahre Gestalt des Klosters nicht sah, sondern in dessen glänzendem Dunst einen Himmel hofte; — daß ihm sein Vater immerdar das Klosterleben mit neuen Reitzen malte, und sein eignes Temperament ein weites Feld zur Schwärmerey für sich offen sah, so wird man leicht errathen, zu was er sich entschlossen haben wird. —

Die Supplik wurde geschrieben, und die Antwort enthielt die Bestimmung des Tages, an dem August im Kloster eintreffen sollte. Eine grosse Freude für Vater und Sohn!

Der Tag der Abreise war da: Mutter und Geschwisterige entliessen das Herzblatt unter

Thränen: — auch Er weinte. Nach einer Reise von anderthalb Tagen waren die beiden Reisenden, Vater und Sohn, vor der Klosterporte. — Die Freude im Kloster schien ausserordentlich zu seyn: alles lief, und bewillkommte den Herrn Kandidaten, und wünschte ihm Glück. — Man aß, trank und spielte, man schmeichelte, koste, und machte Versprechungen über Versprechungen. Der alte Wintersee beneidete schier seinen Sohn um die aufgetischten Fasanen, Schöpsenbraten und herrlichen Weine. — Die drey gewöhnlichen Schmausetage verflossen im Rausche der Freude; am vierten nahm der alte Wintersee Abschied, gab seinem Sohne die lezten väterlichen Lehren, stellte ihm vor, wie gut die Braten und das Wildpret, wie herrlich die Weine wären! und reiste wieder nach Hause. —

August wurde ins Konvent geführt, dem Novitzenmeister übergeben, und ihm seine Zelle angewiesen. Der Novitzenmeister mus immer einer von den allerverschlagensten Mönchen seyn. Würde er dem Novitzen im Anfange gleich alles sagen, ihn gleich Anfangs als Novitzen behandeln, so würde er alles verderben.

Aber so macht er es, wie die Sirenen: er sucht anfänglich durch vorausgeschickte Grundsätze, die er ins Licht der Wahrheit kleidet, das Gefühl des jungen Menschen zu betäuben und einzuschläffern; — dann wagt er immer vorsichtig einen Schritt weiter, bis er mit ihm an dem Platze ist, wo er sich als Novitzenmeister zeigen kann. Dadurch bringt er den Novitzen soweit, daß er seiner Würde vergißt, und sich wie das niedrigste Thier behandeln läßt. — Ich will diese Verfahrungsart zur Warnung manches Jünglings oder Mädchens blos um ihrer Glückseligkeit willen als ein Mann, der alles genau wissen kann, weil er es selbst erfahren hat, — als ein Mann, der sein Herzblut hergeben würde, um nur einen einzigen Jüngling, ein einziges Mädchen von dieser Schwindgrube des Verderbens zurücke zu halten — — ein wenig auseinander setzen. —

Zum allerersten sieht der Novitzenmeister darauf, wie der junge Mensch denkt. Ist er ein Pedant, — oder gar ein Bigott, ein Andächtler, oder Frömmler, oder Dummkopf, dann ist es leicht, — aus diesem kann man ohnehin machen, was man will. Ist aber die

Denk-

Denkart des Jünglings, wo nicht aufgeklärt, doch ziemlich gut, besizt er einiges Talent, dann geht ein guter Novitzenmeister klüger zu Werke. Er fängt mit seinem Gewissen an, und sucht seinen Glauben an Hölle und Fegfeuer recht vest und lebhaft zu machen. Bücher, die man ihm zu lesen giebt, müssen das Ihrige dazu beitragen. Ist dieses gelungen, dann kömmt man auf die sündhafte Welt, auf ihre Nichtigkeit, auf die fast unausbleibliche Gefahr, immer und ewig verdammt zu werden, wenn man dieselbe nicht fliehe: — dagegen stellt man das Kloster im Kontraste mit der Welt als eine Freistätte der Unschuld wider den Teufel, als eine Arche Noä, ausser der alles im Schlamme der Sünden ertrinken müsse, als einen Vorhimmel vor, belegt alles mit Texten aus der heiligen Schrift, die man freilich verstümmelt, und bey den Haaren herzieht, — und läßt dann dem jungen Menschen sein Glück recht fühlen, das er vor so vielen Tausenden seiner Mitmenschen habe, die noch alle im Meere der Sünden herumschwimmen, und unfehlbar ertrinken werden, da ihn Gott in den Haven der Seligkeit gerettet hätte. — Daraus entsteht jener Mönchsstolz, daß sie sich

besser,

besser, als andere Menschen dünken, diese für Kinder der Verdammniß halten, sie verabscheuen, und sich von ihrem Umgange entfernen. —

Fühlt nun der junge Mensch sein Glück und seine Grösse, dann sagt man ihm: Alles, was im Kloster geschieht, müsse er thun, um seines Glücks würdig zu seyn; — die geringste Unterlassung, ja ein widriger Gedanke sey eine fast unverzeihliche Todsünde. Gott habe ihm vor Allen so viele Gnaden und Mittel gegeben, würde er sie nicht anwenden, so sey ihm die Hölle unausbleiblich. Dann erzählt man ihm diese Mittel, und erklärt sie ihm so, daß man ihn auf alle Fälle vest beym Gewissen hat. Dann erklärt man ihm die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, als Hauptmittel, als solche, die er halten müsse, wenn er nicht ewig verdammt werden wolle. Aus der Armuth fließt dann, daß er fastet, hungert, mit Wasser und Brod zufrieden ist; aus der Keuschheit, daß er gewaltsam alle seine Naturtriebe zurück drängt, allen Umgang flieht, ein Menschenfeind wird; — aus dem Gehorsame endlich, daß er Prälaten, Priore und

Guar-

Guardiane, und statt dieser Novitzenmeister als von Gott eingesezte Personen betrachtet, es nicht wagt, anders zu denken, als Prälat, Prior, Guardian und Novitzenmeister denken, — daß er einheizt, Zimmer, Gänge und Abtritte reinigt, Leuchter säubert, Holz und Wasser trägt, damit es der Novitzenmeister wieder ausgiessen könne — zu Tische auf dem Boden sizt und kniet, den übrigen die Schuhe küßt und ableckt, sich prosternirt, das heißt: sich wie ein Mehlsack auf das Angesicht auf den Boden hinwirft, und so lang liegen bleibt, bis ihm ein Zeichen zum Aufstehen gegeben wird, sich, wenn er nur ein wenig Wasser verschüttet hat, öffentlich vor die Füsse seiner Mitbrüder hinstreckt, und sein Verbrechen offenbart, — das Cilicium trägt, sein armes Fleisch geiselt, und auf Brettern schläft, — kurz, daß er die Menschheit verläugnet, und ein Sklave des Prälaten, Priors und Guardians wird, um nicht in die Klauen des Teufels zu fallen. —

Sieh, Jüngling! — Mädchen! — so zieht man dir, ohne daß du es bemerkst, die Menschheit aus, und führt dich am Gängelbande der Bigotterie und Dummheit deinen Sklavenfesseln

zu,

zu, die zu zerbrechen es zu spät ist, wenn du sie fühlst. — Dieser Geschicklichkeit wegen, junge Leute zu fangen, werden die meisten Novitzenmeister Prälaten und Guardiane. —

Wem aber diese Wahrheit, die ich da schrieb, zu viel oder zu wenig Wahrheit ist, — der wende sich an mich: — ich will ihm alles mit unverfälschten Dokumenten beweisen. — — Izt wieder zur Geschichte unsers Augusts. —

August merkte zwar diese Behandlungsart; — doch wurde er zulezt durch vorgemachten Dunst so sehr betäubt, daß er auf alle Worte des Novitzenmeisters schwur, und ihm seinen ganzen Willen, sein ganzes Herz zur blinden Leitung übergab: — dazu kam noch jener geistliche Enthusiasmus, — jener heilige Rausch, der die meisten edlen Seelen schon geopfert, — die meisten Heiligen — in Klöstern — hervorgebracht hat. — August schwärmte, glaubte sich oft — wie Paulus — bis in den dritten Himmel entzückt, und wünschte nichts sehnlicher, als nur den Tag, an welchem er sich Gott auf ewig aufopfern könnte.

Jünglinge! — Mädchen! — hütet euch vor Schwärmerey! — sie ist der giftigste Wurm,

der

der die Blume eurer Glückseligkeit im schönsten Schmucke untergräbt: sie bethört eure Vernunft, und läßt euch nicht auf den Grund der Dinge sehen, sondern überspringt alles Unangenehme, und reiht nur Vergnügen an Vergnügen und Seligkeit an Seligkeit. — Aber nicht lang erhält sich dieß Feuer der Phantasie, — es erlischt bald durch die Wirklichkeit, und die Dinge zeigen sich, wie sie sind. Daher die vielen Unglücklichen, deren es in allen Klöstern welche giebt. Des Jünglings oder Mädchens rasche Einbildungskraft wird anfänglich auf den äussersten Grad gespannt, sie halten das Kloster für ein Paradies, die Mönche und Nonnen für selige Geister, sich selbst für höchst beneidenswerth; — aber dieß dauert nur so lang, bis der junge Mensch in den eisernen Fesseln der Ascesis vestgeschlossen ist, — dann sieht er, — ach! zu spät! — das Verhältniß der Dinge: — das Paradies verwandelt sich in eine Hölle, die Engel werden Teufel, — er selbst — meistentheils ein Selbstmörder. —

Das Noviziat war vorbey, und August legte im achtzehnten Jahre seines Alters feierlich die Ordensgelübde ab, das heißt: er beschwur als

ein junger Mensch die Welt, die er nicht kannte, zu verlassen, und nichts mehr von ihr, da sie doch auch für ihn geschaffen war, zu geniessen: — er schwur, mit Leuten, deren Charakter und Launen er noch weniger kannte, auf immer zu leben: — — er schwur endlich, seinen Willen zu verläugnen, sein ganzes Ich wegzuwerfen, und der Sklave eines eigensinnigen Prälaten oder groben Guardians zu werden.

Dank sey es unsrer Regierung, die die geistliche Proselytenmacherey so weit einschränkte, daß kein junger Mensch vor seinem ein und zwanzigsten Lebensjahre diese die Menschheit entehrenden Schwüre ablegen darf!

Um die jungen Leute desto sicherer und vester zu halten, ist es in vielen Klöstern gebräuchlich, daß man sie entfernt, und sie anderswohin ins Noviziat giebt, damit sie ja Niemanden kennen lernen, noch Fehler oder Unannehmlichkeiten entdecken sollen: — damit wahr werde, was ein Gewisser von den Mönchen und Nonnen sagt: "Sie gehen in Klöster, ohne sie zu kennen: — sie leben zusammen, ohne sich zu lieben: — sie sterben, ohne sich zu bedauern."

August war in einem fremden Kloster im Noviziate. — Er kam in das seinige zurücke, und verband sich, ohne dasselbe nur im Geringsten zu kennen, ewig hier zu leben. Seine Schwärmerey dauerte hier noch einige Monate, aber bald nöthigte man ihn, die Dinge von einer ganz andern Seite zu betrachten: — sein Enthusiasmus war weg, mit ihm alle die geträumte Seligkeit, und Eckel und Mißvergnügen traten an ihre Stelle.

Ohne Scheue lies man ihn izt in das Verhältniß und die innere Einrichtung sehen, und alle die grossen und wichtigen Beschwerden fühlen, die, ausgeheckt von einem Andächtler, von einem Schwärmer, oder misanthropischen Einsiedler, und in Klöstern zu Gesetzen angenommen, zur Schande der Menschheit existiren; denn der junge Mensch war im Netze: — mehr brauchte man nicht. — Täglich nahm Augusts Liebe zur klösterlichen Einsamkeit ab, weil er täglich mehr böse Menschen darin kennen lernte: — er sah, daß alle ihre Gebete und Verrichtungen nur Frömmeley, Andächteley, Heucheley und Verstellung sey, daß man den leichtgläubigen Leuten damit nur einen Dunst vor die

Bayerische Staatsbibliothek München

Augen mache, um sich unter der Maske der Heiligkeit desto sicherer von ihrem Schweiße zu mästen. Er bemerkte den Neid, den Haß und die manches Kloster zur Hölle machenden Verfolgungen, und haßte die elenden Seelen, die unter einem Kleide, womit sie den Menschen grössere Vollkommenheit vorlügen, ein Schurkenherz verbergen. — Er fieng an, den Nimbus der geistlichen Cärimonien durchzusehen, die nur für Schaalköpfe eingesezt sind, — er sah sie deshalb für Kleinigkeiten an, und glaubte sich nicht verbunden, sie so streng zu beobachten. Täglich wuchs sein Eckel an den immerwährenden einförmigen Beschäftigungen, und sein Mißvergnügen stieg zur Riesengrösse. —

August spielte sehr gut Klavier. Sein Vater hatte ihm einen prächtigen Flügel mitgegeben. Dazu nahm er izt seine Zuflucht in den Stunden seines Mißvergnügens und seiner Wehmuth, und phantasirte sich oft so sehr hinein, daß er seiner gegenwärtigen Lage vergaß, und sich in einen Himmel versezt glaubte. Seine Seele floß ganz in Töne über, wenn er ein zärtliches Adagio spielte. Sanft und schwermüthig schmolzen anfangs die Töne: — dann

Bayerische Staatsbibliothek München

giengen sie zur Hofnung und Liebe über: — dann wälzten sie sich ernst, düster und feierlich melancholisch dahin. So verfloß ihm manche Stunde unter angenehmen wehmuthsvollen Gefühlen.

Die nächsten Mönche an ihm hörten ihn, und beneideten ihn um diese Unterhaltung. Sie giengen zum Prior, und beschwerten sich, daß sie vor Augusts lärmendem Flügel weder beten, noch Meditationen anstellen könnten. Der Prior gieng zum Prälaten, und dieser befahl, man solle Augusten den Flügel aus der Zelle wegnehmen. Sogleich kamen zween Sklaven des Prälaten, Mönche, die um einen freundlichen Blick von Seiner Hochwürden und Gnaden alle ihre Mitbrüder gemordet hätten, — und nahmen Augusten unter teuflischem Hohnlächeln den Flügel auf Befehl des gnädigen Herrn aus der Zelle weg. Dieser lies eine Opernsängerinn aus der Stadt kommen, die um Kost, Kleidung und jährliche tausend Gulden, und obendrein um des Prälaten Gnade, — denn er war noch nicht vierzig Jahre alt, und sie sehr schön — bey Hofe — so heißt der Prälatentisch, — und zu Nachts vorm Schla-

 fen —

fen — darauf spielen mußte. — Dieß hatte die Wirkung, daß Seine Hochwürden und Gnaden des andern Tages manchmal bis Mittag schliefen, und dem Herrn P. Prior die Regierung allein überliessen.

August hatte nun auch seinen lezten Trost verloren. An den Klostergeschäften hatte er Eckel; Bücher gab man ihm nicht, — alles Studium, ausser der Ascesis, war ihm verboten. Was sollte er thun? — jeder Tag war ihm eine qualvolle Ewigkeit.

August war izt neunzehn Jahre alt. Bisher schwieg sein Herz, und keiner von den Naturtrieben beunruhigte es: — aber izt fieng er an zu fühlen, daß das andere Geschlecht nicht als isolirt von dem männlichen, sondern eins für das andere geschaffen sey. Er empfand diesen Verlust heftig, sehnte sich nach Gesellschaft, — nach einer gleichgestimmten Seele, liebte, ohne einen Gegenstand seiner Liebe zu kennen. — Oft dachte er ein Mädchen, jung, und von reitzender Gestalt, phantasirte sich mit ihr in Lauben und Frühlingsgegenden, — glaubte sie zu küssen, an ihrem Busen zu liegen, und das süsse Wort: Liebe — aus ihrem Munde

zu hören, — und ach! dann sah er wieder auf seine Kutte, — dachte an seine Schwüre, durch die ihm auf ewig die Welt sammt allen ihren Freuden entrissen war, — und seufzte, verwünschte seine Voreiligkeit, und bat um einen baldigen Tod.

Alle Vernunftgründe, sein Mißvergnügen und seine Liebe zur Gesellschaft und Freiheit zu bekämpfen, waren fruchtlos; — denn Herzensempfindungen lassen sich nicht wegphilosophiren, — das Herz kann durch kein Sophisma, es sey so spitzig es wolle, zum Schweigen gebracht werden. — Nach langem innerlichen Kampfe entschloß er sich das Aeusserste zu wagen, an den Papst zu schreiben, und um Dispensation anzuhalten. Er sezte sich auch sogleich hin, schrieb an den Papst, und schilderte seinen Zustand sehr rührend. — Der Brief wurde dem Prior zum Versiegeln überreicht. —

Im Noviziate hatte man Augusten gesagt, daß kein Prälat so einen Brief an den Papst, oder an einen andern geistlichen oder weltlichen Fürsten aufhalten dürfe: — er war so ehrlich, es auch izt zu glauben, — aber darin irrte er sich: er sollte gedacht haben, daß er izt unter

dem Gehorsame des Prälaten stehe, mithin daß dieser mit ihm machen könne, was er wolle: — kurz, der Prälat behielt den Brief zurücke.

August lebte in stiller Hofnung der baldigen Erlösung, als eines Tages auf einmal der Prälat und Prior sammt zween handvesten Hausknechten zu ihm in die Zelle traten. "Komm' er mit mir, sprach der Prälat, ich will ihm seine Dispensation vom Papste geben." August erschrack, und gieng. Sie giengen den Kreutzgang durch, wandten sich am Ende desselben über eine finstere Wendeltreppe hinab. Sie kamen zu einer engen Thüre, — der Prälat sperrte auf, und hies Augusten hineingehen: dieser sträubte sich, und die beiden Kerls mußten ihn mit Gewalt hineinwerfen. Die Thüre wurde zugeworfen, und von aussen mit einer Klammer und einem Hangschlosse verwahrt. Das Zimmer glich mehr einem Keller, als einem Zimmer. Durch die einzige Oefnung, die hoch oben und mit doppelten eisernen Gittern versehen war, drang nur ein matter Strahl des Lichts. Die Wände waren schwarz vom Schmutze, und ganz naß, — die Thüre war mit Eisenblech beschlagen, und in einem Winkel stand ein kleines ei-

fernes Oefchen. In einem andern Winkel war etwas feuchtes Stroh ausgebreitet, das ihm zum Lager dienen sollte. — Im Dorfe draussen streute man aus, Frater August sey von Sinnen gekommen. —

Hier lag nun der unglückliche Jüngling, von aller menschlichen Hilfe entblößt, und sich selbst überlassen, gefangen, verachtet, in der Blüthe seiner Jahre! — Stelle man sich seine Lage vor: der Tod wäre ihm eine baare Wohlthat gewesen.

Endlich erwachte seine Jünglingshitze wieder, und er dachte izt auf nichts, als auf seine Befreiung, sie möchte in Güte oder mit Gewalt geschehen. Als man ihm sein kärgliches Mittagsmahl brachte, lies er den Prälaten um Befreiung bitten. Die Antwort aber war: "Er sollte sich nur gedulden, er hätte izt die beste Zeit, für seine in der Welt begangene Sünden Busse zu thun." — August wurde dadurch zur Raserey gebracht: er rannte wie unsinnig in seinem Kerker herum, und schnaubte vor Wuth. — Ja, rief er, die ganze Welt soll es erfahren, welche Schurken in Klöstern wohnen, und jeder Jüngling soll davor wie vor einer Mördergrube zurücke schaudern! —

Unterdessen war es Nacht geworden. August hatte Entschlüsse gemacht, und wieder verworfen. Endlich sah er den Ofen; — sogleich nahm er ihn oben, und riß ihn zu Boden, brach mehrere Steine aus der dadurch in der Mauer entstandnen Oefnung heraus, und kroch dadurch in die Küche hinaus. Izt befand er sich ausserhalb seines Kerkers. Er stieg die kleine Treppe hinauf, schlich den Kreutzgang hindurch, kroch in einen Kamin, der vom Gastgebäude sich herauf wand, rutschte hinunter, kam bey einem Gastzimmer heraus, und so glücklich durch die Porte in das Dorf hinaus. —

Ohne bey der finstern Nacht zu wissen, wohin? lief er bey der strengsten Kälte und in dem tiefsten Schnee blind dahin. — Er kam in einen Wald, wo er unmöglich weiter zu kommen vermochte. Kraftlos blieb er im Schnee liegen. Am andern Tage fanden ihn einige Taglöhner, die hieher um Holz kamen, halb todt. Sie luden ihn auf einen Schlitten, und fuhren ihn dem Kloster zu; — und August war zu ohnmächtig, um sich widersetzen zu können.

Im Dorfe lief alles, was Füsse hatte, um den wahnsinnigen Frater zu sehen. Prälat und Prior bebten und schäumten vor Zorne. „Ich will ihm schon eine andre Wohnung anweisen, schrie der Prälat, wo er nicht mehr ans Davonlauffen denken soll! —„ und hiemit wurde der elende August in einen Thurm gebracht, der für Mörder und Strassenräuber vest und fürchterlich genug gewesen wäre.

Der Thurm steht heutzutage noch. Er ist ins Runde gebaut, und die Mauer ist über sechzehn Schuhe dick von lauter Quatersteinen aufgeführt. Vier Löcher, nicht grösser, als daß man mit einer Hand hinein kam, unterhalten den Luftwechsel, und der Eingang ist mit zwey ungeheuern eisernen Thüren versehen. Solcher Gefängnisse sind zwey aufeinander gebaut. Zu oberst auf diesen Kerkern haben die Musen ihren Sitz.— Ich sah alles selbst, und als ich fragte: was diese Höhlen zu bedeuten hätten? bekam ich eine Dosis Klosterwitz zur Antwort.

In eins dieser Löcher wurde August gebracht. Der Ruf, daß er wahnwitzig sey, drang bis zu den Ohren seiner Eltern. Sein Vater reiste ins Kloster, und wollte ihn sehen,

 aber

aber man lies ihn nicht zu ihm, unter dem Vorwande, daß kein Mensch bey ihm des Lebens sicher sey. Der alte Wintersee mußte also wieder abreisen, ohne seinen Sohn gesehen zu haben. — Der unglückliche August bekam einen Wärter, der schwören mußte, keinem Menschen eine Sylbe zu entdecken, und der ihm täglich etwas Brod und Wasser reichte.

Unterdessen wurde auf Veranstaltung des Prälaten ausgestreut, daß der Wahnwitzige Frater gefährlich krank, — und kurz darauf, daß er gestorben sey. Es wurde ein Todtensarg verfertigt, — mit Steinen angefüllt, und mit allen Leichencärimonien in Gegenwart vieles Volks in die Erde versenkt. In einigen Tagen war der unglückliche Jüngling vergessen. —

Der Unglückliche, den man längst in der Ewigkeit glaubte, ertrug in seinem Gefängnisse alles nur mögliche Elend, und rang mit Hunger, Kälte und Verzweiflung: seine Jünglingskräfte schwanden dahin, und seine Kleider faulten ihm vom Leibe. — Als ihm eines Tages der Wärter sein Brod und Wasser bringen wollte, war er verschieden. —

Ruhe sanft, unglückliche Seele, und genieſse dort den Lohn deines schweren Kampfes hienieden! —

Und ihr, Jünglinge und Mädchen! sehet, so geht es in Klöstern! — Wenn euch Schwärmerey übermannen will, — wenn euch klösterliches Interesse oder Politik ins Netz zu ziehen suchen, so denkt an den unglücklichen August! — Seyd froh, daß ihr das Meer kennet, das ihr beschiffen wollt! — Mancher Schiffer würde sein Grab nicht in den Wogen gefunden haben, hätte er das Meer gekannt.

Als Augusts Wärter, der Mitschuldige des Prälaten, dem Tode nahe war, entdeckte er aus Furcht vor der Hölle die ganze Geschichte. Der Prälat hatte aber schon solche Maasregeln getroffen, daß sie unterdrückt, und wenig ruchtbar wurde. — So beherrschen die Mönche die Lebenden und die Sterbenden!!! —

Klement Weicher.

Klements Vater war Bürger in einem kleinen Städtchen. Um einst sagen zu können: „Ich habe einen geistlichen Herrn Sohn!„ mußte Klement auf das nächste Gymnasium, um die Wissenschaften sich eigen zu machen, die er zum Mönchsleben brauchte: Weltpriester durfte er nicht werden, denn dieß kostete zuviel. — Klement war also schon als Knabe zum Kloster bestimmt. — Und wie viele solcher Eltern giebt es in unserm lieben Teutschlande, die ihre Söhne aus keiner andern Ursache studiren lassen, als aus der, in welcher Klements Vater leibte und lebte! Wenn sich nun auf einem unsrer Gymnasien fünfhundert Studenten befinden: und gewöhnlich alle 500, nur die Adelichen ausgenommen, zum geistlichen Stande bestimmt sind, welche geistliche Sündfluth! Hat einer Talente, die Mönchsnebel zu durchschauen, und will er sich in kein Kloster, und zum Pfaffenleben bequemen: so betrach-

betrachtet man ihn als einen gefährlichen Menschen, als einen Verführer und Jugendverderber. Seine Lehrer, die gewöhnlich alle Mönche sind, schildern ihn als einen Menschen ohne Religion, als einen Freimaurer und Illuminaten, verfolgen und unterdrücken ihn auf alle Weise, rauben ihm Freunde und Unterstützung, und bringen es nicht selten soweit, daß ihn seine Eltern enterben, verstossen, und dem Unglücke und Elende preis geben. Auf dem Lande, und ich kann es wohl sagen, — auch noch in manchen Städten segnet und kreuzt man sich vor so einem Menschen. — Es heißt: „dieser hat umgeschlagen!„ und man hält ihn für ein Kind der Verdammniß. — Daher kömmt die ausserordentliche Rohheit, die in so vielen Provinzen und Distrikten unsers Vaterlandes heutzutage noch unter dem Volke gäng und gebe ist. Mönche und Pfaffen allein haben das Bißchen Wissenschaft in den Händen, wenn man je das Wissenschaft nennen kann, dem Volke unter dem Vorwande des Wortes Gottes einen blauen Dunst vorzumachen, und dasselbe in dem Aberglauben und der Stupidite zu bestärken, damit sie von dessen saurem Schweise schwelgen und prassen können, — es

am

am Gängelbande zu führen, und gegen diejenigen in Wuth zu bringen, die das Licht der Vernunft aufstecken, in die Schlupfwinkel des Betruges leuchten, und sagen: „Sehet, Leute, dieß ist die wahre Gestalt eurer Mönche und Pfaffen, die ihr für Heilige haltet, in deren unverschämten Klingelbeutel ihr jeden noch so sauer erworbenen Pfennig werfet, damit sie fressen und sauffen, müssiggehen, und auf neue Mittel, euch zu betrügen, denken können.

Ich bitte meine Leser, halten Sie mir diesen Seitensprung zu gut, — ich konnte unmöglich ungerügt lassen, was ich erfuhr, und was heutzutage noch jeder sehen kann; bey dessen Andenken mir allemal mein Herz blutet, und wo jeder Edeldenkende ausruffen mus: — „Mich erbarmt das Volk! —„

Klement nahm in seinen Studien ausserordentlich zu. Auch die Musik erlernte er nebenher, die er dann zu seiner Unterhaltung wählte, wenn andere lärmenden Ergötzlichkeiten nachhiengen. Sein Herz war gut und wohlwollend. In seinem Gesichte glänzte immer gemäsigte Heiterkeit. Sein Temperament war eine Mischung vom Melancholischen und

Kole-

Kolerischen. Daher war er meistens still und sanft:— wurde er aber einmal aufgebracht, dann war er ausserordentlich rasch und feurig. Dieß war auch sein Unglück, wie wir in der Folge hören werden.

Klement hatte sein achtzehntes Jahr erreicht. Er studierte die Philosophie. Sein Vater hatte ihm bereits seinen Willen entdeckt, und die Kandidatenwerbungen, die jedes Kloster bey jedem Schulhause hält, bestrebten sich im Stillen, jede ihn für sich zu erhalten. Klement hielt sich weise immer im Mittel, und erklärte sich immer noch nicht. Er hatte weder Ab- noch Zuneigung:— Denn er kannte weder das Kloster, noch band ihn auch etwas an die Welt. Aber izt ereignete sich ein Zufall, der ihn auf einmal bestimmte.—

Er wurde in das Haus eines gewissen Sekretairs geruffen, um seinen zwey Knaben Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Latein zu geben. Er nahm die Knaben an, und kam. Der Sekretaire hatte noch eine Tochter, etwa sechzehn Jahre alt, ein Mädchen, noch unschuldig, aber eben deßwegen desto reitzender und schöner. Klement sah sie, und fühlte

fühlte etwas Ungewöhnliches. — Ihm war so Schwermuthsvoll wohl, wenn er sie sah, und glaubte nicht leben zu können, wenn er entfernt war. Er kam immer früher zu der Lehrstunde, und gieng immer später weg. Er konnte seine Augen kaum von ihr wegbringen, und war oft so sehr in ihrem Anschauen vertieft, daß er nicht mehr wußte, was er den Kleinen vorsagte.

Auch in Elisa's (so hies das Mädchen) Herzen gieng es ganz anders zu, als vorher. Sie wußte bisher noch nicht, was Liebe sey: — alle andere Jünglinge, die schmachtend nach den Reitzen der aufkeimenden Blume schielten, waren ihr gleichgiltig gewesen. Aber sie war es nicht mehr bey Klements Anblicke. Sein Auge, seine Stimme, sein Gang, sein ganzes Betragen schien ihr schöner, als bey den übrigen. Sie konnte sich nicht satt an ihm sehen, und doch auch Klements Blick nicht aushalten, wenn er dem ihrigen begegnete. Beide liebten sich: — reiner kann wohl keine Liebe seyn! — sie liebten sich, aber keines getraute sich, es dem andern zu sagen: ein sanfter Liebevoller Blick, — ein warmer Händedruck beim

Weggehen, wenn Elisa's Eltern nicht zugegen waren, war alles, wodurch sie ihre Liebe gegen einander äusserten. — Die erste Liebe ist die schüchternste, aber auch die feurigste. —

Einige Monate dauerte dieses süsse Verständniß zwischen Klement und Elisa. Klement blieb kein einziges mal von der Stunde weg, und Elisa machte sich immer um die nämliche Zeit zu Hause Arbeit, damit sie Klement sehen konnte. — Weg war die Neigung zum Kloster — er haßte es als einen Kerker der Freiheit und menschlichen Glückseligkeit, und faßte den vesten Vorsatz, nie, nie, weder durch Güte, noch durch Gewalt sich dazu bringen zu lassen.

Es war einer der schönsten Sommerabende. Die Sonne fieng an, sich westwärts zu neigen. Alles lebte und freute sich, und Fluren und Bäume versprachen reichlichen Segen. Klement hatte, wie gewöhnlich, seine Stunde gegeben, und wollte sich empfehlen, als ihm der Sekretaire den Vorschlag machte, ob er ihn wohl auf einige Stunden in seinen Garten vor das Thor hinausbegleiten wollte? weil eben heute ein so schöner Abend wäre. — Klement nahm es an, und nun giengs dem Garten zu. —

Die Magd mußte Schinken einpacken, und eine Flasche Bier mitnehmen: die zwey Kleinen hüpften vor Freude voran: Elisa führte ihre Mutter, und Klement gieng neben dem Sekretaire. Nach einem gleichgiltigen Discurse kam man in dem Garten an.

Wie nett, wie ordentlich, wie schön war hier alles eingetheilt! — wie lieblich war der Geruch der Nelken und Levkoien, der in ganzen Wolken aus den niedlichen Beeten emporstieg! — Klement bewunderte die Ordnung. — Auf der Westseite des Gartens stand ein kleines reinliches Häuschen, das ausgemalt, und mit zwey Tischchen und etlichen Soph'as meublirt war. — Auf den vier Ecken waren Lauben von Jasmin, und Nachtschatten mit Rasenbänken. Der Garten selbst war wieder in zwey Gärten getheilt, wovon in dem einen Theile Blumen und Küchengewächse gepflanzt wurden, in dem andern aber Alleen von Fruchtbäumen angelegt waren, unter denen der Boden mit weichem Grün überwachsen war. Im Küchengarten hatte jede Art Gewächse ihre eigenen Beeten. Hier stand Salat, dort Rüben, dort Kohl, dort Fenchel und Anis u. s. f. Nelken, Levkoien,

Rosen und andere Blumen standen in Stöcken am Gartenhäuschen. —

Man sezte sich im Gartenhäuschen, und aß und trank. Klement äusserte seine Bewunderung über die schöne Einrichtung des Gartens: — Geh, Elisa! sagte die Sekretairinn, zeige Herrn Weicher deine Blumen und Gewächse und den Garten ein wenig. Elisa stand auf. So kommen Sie, sprach sie, und lächelte, und hüpfte voran, Klement ihr nach.

Unterdessen kamen zween Freunde des Sekretairs in den Garten: Klement war dieß erwünscht. Der Sekretaire und seine Frau wurden unterhalten: die beeden Knaben jagten im Baumgarten den Schmetterlingen nach, und er konnte mit Elisa ungestört allein seyn! —

Elisa's Anzug war nachlässig reitzend. Ihr weisses Kleid, das Spiel jedes leisen Zephyrs, floß ihr, wie einer Nymphe, von den Hüften hinunter. Bey jedem neugierigen Lüftchen, das ihr entgegen hauchte, sah man ihren ganzen Schenkel. Sie war schlank und rund, und voll ihr Busen. Ihr Strohhut war auf bei-

den Seiten herabgebunden: schön, wie der Mond blickte ihr Gesicht, worauf Lilien und Rosen blühten, unter demselben hervor. Munter wie das Lamm auf der Weide, hüpfte sie durch den Garten hin, und zog Klement sanft bey der Hand nach sich. —

Sie waren zu einem Beete gekommen, wo die ausgesuchtesten Nelken und Levkoien in der schönsten Ordnung blühten. Sehen Sie, sprach Elisa, diese sind mein: — das dachte ich mir, antwortete Klement, — diese Blumen bestreben sich, an Schönheit ihrer reitzenden Gärtnerinn gleich zu kommen; — aber so schön sie auch sind, so werden sie dieselbe doch nie erreichen. — Elisa wurde roth. — O Sie Schmeichler, sprach sie, und schnippte ihn in die Wange, dafür verdienen sie Züchtigung. — Sie bückte sich, um eine Nelke zu brechen: — dadurch begaben sich die Tücher aus einander, und Klement, der dicht neben ihr stand, sah ihr in den Busen. — Welche Reitze! — wie fuhrs ihm durch alle Glieder! — ihm wars nicht anders, als hätte sich die Thüre des von den alten Dichtern besungenen Elysiums aufgethan, und er die ganze Seligkeit gesehen. Kaum konnte er sich halten,

ten, sie in seine Arme zu fassen. Elisa merkte es, machte ihr Busentuch eilig zusammen, und überreichte ihm eine Nelke.

Sie giengen in den Fruchtgarten. Gleichgiltige Dinge waren ihres Gespräches Inhalt: öfter paßte die Antwort weder auf die Frage, noch die Frage auf die Antwort.

Die Sonne sank allmählich hinter die westlichen Gebirge, und statt der Hitze verbreitete sich eine angenehme Kühlung. Unsre Liebenden begaben sich in die entfernteste dichteste Laube. Lang blieben sie sprachlos auf der Rasenbank sitzen. Klement seufzte: Elisa wiederholte es. Endlich ergriff Klement ihre Hand, und drückte sie vest an sein Herz. — Elisa, sprach er, bestes, schönstes Mädchen, lang schon liegt mir ein Geheimniß auf dem Herzen, länger kann ich es nicht bey mir behalten — Sie müssen es wissen! — Finde ich keine Erhörung bey Ihnen, o so verachten Sie mich nicht, — bedauern sie mich! — Wer wird Sie verachten können? antwortete Elisa, und seufzte. Ja, versezte Klement, Ihr Herz ist gut und edel, — Sie können nicht auf den zürnen, den Ihr Edelmuth und Ihre Reitze hingerissen haben.

Ich liebe Sie, — liebe Sie unaussprechlich! — o wenn Sie wüßten! — ich kann ohne Sie nicht leben. Nun richten Sie über mich! Elisa wurde über und über roth, und seufzte! — Dieser Seufzer, fuhr Klement fort, welche Deutung soll ich ihm geben? Besizt dieß Herz etwa schon ein andrer? — o Elisa, reden Sie, wenn Ihnen meine Ruhe, — meine Glückseligkeit am Herzen liegt! — Nein, Klement, nein! kein andrer besizt dieß Herz, keiner soll es besitzen, als —— als —— rief Klement — als ——? Nun ja, süsser Schwärmer, lassen Sie Sich dieß statt einer Antwort seyn! —— hier neigte sie sich zu ihm hin, er schloß sie vest in seine Arme, drückte sie feurig an sein Herz, seine Lippen zitterten glühend heis auf den ihrigen, und alles rings um sie her verschwand ihnen. Wie glücklich bin ich, rief Klement im Taumel der Liebe; — o Elisa! wie glücklich bin ich! — o bestes, theuerstes, englisches Mädchen, vom Himmel mir bestimmt, mit mir durch dieses Leben zu gehen, — du bist ewig mein, — ewig — der Himmel hört meinen Schwur, und schrecklich soll er mich strafen, wenn ich ihn je verletze, — wenn ich je eine andre lieben werde! Auch ich schwöre es, sprach Elisa, keinen an-

dern, als dich zu lieben, auch mich straffe der Himmel, wenn ich je meinen Schwur verletze! — Der Himmel hörte ihre Schwüre, — sanfter säuselte der Zephyr durch die Aepfelbäume, lieblicher äugelten die Sternchen und verstohlen blinkte der Mond durch die Nachtschatten auf ihre reinen Küsse. —

Die Gesellschaft brach auf, und begab sich nach Hause. Klement dankte dem Sekretaire, und gieng in seinem Glücke vertieft auf sein Zimmer. Die beiden Liebenden verstanden sich, und genossen des Glückes der Liebe im vollsten Maase. Manchmal saßen sie beisammen, und machten Plane zu ihrer künftigen Glückseligkeit. Klement entschloß sich, künftiges Jahr auf eine Universität zu gehen, und die Medizin zu studiren, damit er einst als Doktor im Stande wäre, eine Frau zu ernähren. —

Wie wenige wahrhaft Liebende werden glücklich! Wahre Liebe scheint eine auswärtige Pflanze zu seyn, die in unserm Klima nicht gedeihen kann. —

Die Zeit, wo sich Klement für ein gewisses Kloster erklären sollte, war da. Er erhielt einen

nen Brief von seinem Vater, worin er deshalb erinnert wurde. Klement hatte so etwas längst vermuthet, der Brief kam ihm also nicht unerwartet. Er las ihn, und lies ihn auch Elisen lesen: sie weinte, und sprach: Man wird dich von mir reissen, mit Gewalt in ein Kloster sperren, und mich verzweifeln lassen! "Nein, antwortete Klement, nein Elisa, das schwör ich dir bey Gott und allen Heiligen! — das wird man nicht, das kann man nicht, und sollte sich die ganze Welt wider mich vereinigen. Ich bin freigebohren, Herr über meinen Willen und meine Neigungen! — wer will mir Zwang anlegen? Mein Vater kann wohl so grausam seyn, und mir seine Unterstützung entziehen; — immerhin, mag ers, — es wird doch noch Menschen geben, die sich der gedrückten Menschheit annehmen; — aber mich ins Kloster zwingen — das kann er nie. — Doch, es wird alles gut gehen, — ich schreibe ihm gerade zu, und entdecke ihm alles. Gewiß, er wird mein Flehen hören, und mich nicht unglücklich machen. — Er gieng nach Hause, schrieb an seinen Vater, entdeckte ihm geradezu alles, sein ganzes Herz und seine ganze Gesinnung,

sinnung, und bat ihn um Unterstützung auf der Universität. — Nach einigen Tagen erhielt er folgenden Brief:

Verdammter Höllenbrand!

Denn mein Sohn bist du nicht mehr! Also hat dich der Teufel und das Fleisch so weit gebracht, daß du dein eignes Heil, die ewige Seligkeit hintan setzest? Hast du meine väterlichen Lehren und die Lehren der Herren P. Franziskaner so sehr vergessen, daß du geradezu der Hölle zueilen willst? — O was muß ich noch an dir erleben! Ich sezte alle meine Hofnung auf dich, daß du geistlich werden solltest, und nun ist alles dahin! — Wie schön wäre es, wenn du so ein Herr wärest! — du hättest dein Essen und Trinken, deine Kleidung und Wohnung, kurz, du dürftest dich um gar nichts bekümmern, könntest deiner Seligkeit abwarten, und dich und deine Eltern und Geschwistrige in den Himmel bringen! — Aber da ist alles nichts, der Teufel hat dich bethört, du bringst Schande und Spott auf unsre ganze Familie! — Doch — ich weis es schon, eine Hure hat dich verführt, eine Hure hat dich von deinem heiligen Entschlusse abgebracht. —

 Indes-

Indessen hoffe ich immer noch, du wirst in dich gehen, wirst dich aus den Klauen des Teufels reissen. Sieh, mein Sohn, bedenke nur, was es auf der Welt ist! — Nichts, überall nichts, als Jammer und Elend! — laß deine neuen freimauerischen Bücher, und lies ein gutes geistliches Kernbuch. — Lies des ehrwürdigen Herrn P. Kochems Himmelsschlüssel, — da wirst du sehen, wie heis das Fegfeuer und die Hölle ist, wirst sehen, was die armen Seelen und die Verdammten leiden müssen, — und du wirst dich bekehren, wirst ein geistreicher Franziskaner werden. — Willst du aber nicht: meinetwegen! so fahre der Hölle zu, und laß dich sieden und braten, und zu einem Brey zerhacken, — von mir bekömmst du keinen Kreutzer mehr, auch darfst du dich meinen Sohn nicht mehr nennen, denn du bist ein Höllenracker, ich aber bin

Dein

aufrichtiger Vater

Hans Weicher

Bürger und Schneidermeister.

Klement raste und zerrte den Brief mit den Fingern. Elisa eine Hure? rief er, eine Hure? — Nein, bey Gott! das ist zuviel! —

das

das geht zu weit! wärest du hier, grausamer Vater, ich müßte vergessen, daß du mein Vater bist. — Wohl, enterbe mich, verstosse mich! — Der blaue Himmel hat noch mehr Land unter sich, wo ich glücklich werden kann! — Es wird doch noch einen Winkel auf der Erde geben, der mich aufnehmen, mir Wohnung und Unterhalt geben wird! — Um sich Luft zu machen, begab er sich vor das Thor.

Er saß am andern Tage eben vertieft in seine gegenwärtige Lage an seinem Pulte, als sein Vater ins Zimmer trat. Er fuhr mit seiner gewöhnlichen Härte über ihn her, hielt ihm sein Vergehen vor, ermahnte ihn, sich zu bekehren, oder von ihm nichts mehr zu hoffen. Klement versuchte noch einmal, ihn zu rühren; er fiel ihm zu Füssen, und bat ihn, ihn nicht unglücklich zu machen. Aber alles war umsonst. Die Antwort war, und blieb: „Geh' ins Kloster, oder zum Teufel!„ Und damit verlies er ihn.

Er gieng zu Klements Professor, und erzählte ihm sein Unglück mit seinem Sohne. Der Professor war vorläuffig schon unterrichtet, und versprach, Rath zu schaffen, nur sollte

er sich gedulden; — er wollte seinen Sohn soweit bringen, daß er selbst gern ins Kloster gienge.

Als der Vater weg war, lies er Klement holen, zeigte Theilnahme an seinen Umständen, und hies ihn getrost seyn, er selbst wolle seinen Vater von seinem Entschlusse abzubringen suchen. Klement dankte ihm, und gieng. —

Als er des andern Tages wie gewöhnlich in das Haus des Sekretairs kam, sah er Elisa nicht: — dieß befremdete ihn. Als er die Stunde anfangen wollte, kam der Sekretaire ins Zimmer, gab Klementen Geld, und sprach: Herr Weicher, hier haben Sie meine noch ausständige Schuld, künftig finde ich für gut, daß Sie mein Haus nicht mehr betretten. — Klement starrte wie vom Blitze getroffen, und ehe er ein Wort vorbringen konnte, war der Sekretaire schon wieder weg. Er rafte Hut und Stock auf, und eilte ohne Bewußtseyn die Treppe hinunter.

Sein Zustand war einer Ohnmacht ähnlich. Er aß, trank und sprach nichts. Am Abende begab er sich in die Allee vor die Stadt. Er schlenderte nachlässig und in tiefer Schwer-

muth durch die Linden hin, als er auf einmal von ferne etwas Weisses sitzen sah. — Er blickte auf, und bemerkte am Ende der Allee auf einer Rasenbank ein Frauenzimmer neben einer Mannsperson. Grösse und Anzug war völlig Elisa's. Er machte einen Umweg, und schlich sich näher, und zweifelte nun nicht mehr, daß es Elisa sey, denn die Dämmerung fieng an. Er stand eine Weile in der Entfernung, und sah die Freundlichkeit des Frauenzimmers: ja er sah sogar, daß sie sich küssen lies, und die Mannsperson wieder küßte. — Wie Blitz fuhrs ihm durch alle Adern und Nerven; — er rannte nach Hause, schrieb die Supplik ins Kloster, und schickte sie den andern Tag fort.

Ohne daß ich es sage, wird man errathen, daß dieß ein Kunstgrif des Professors war. Dem Sekretaire wurde alles entdeckt, und er gebetten, er möchte das Seinige zur Bekehrung des jungen Menschen beitragen: daher verbot er ihm das Haus. Ferner kannte der Professor das Aufbrausen Klements. Der Sekretaire mußte also die Kleider seiner Tochter hergeben: damit wurde ein Student in Elisa's Grösse angezogen, und ein anderer Student

mußte diese Maske bey der Abenddämmerung in die Allee, wohin sie wußten, daß Klement täglich komme, führen, und Komödie spielen. — So fängt man junge rasche, unerfahrne Leute. — Elisa wußte von allem nichts. Als sie fragte, warum Herr Weicher nicht mehr käme, hies es, er habe sich verreist. —

Klement haßte allen menschlichen Umgang. Er war am liebsten allein, wo er seinem Schmerz nachhängen konnte. Elisa's Bild stand ihm wider seinen Willen unaufhörlich vor Augen. Er konnte unmöglich glauben, daß sie so Treulos gegen ihn gehandelt habe: — und doch — sah er es nicht mit eignen Augen? — — Elisa harrte von einem Tage zum andern Sehnsuchtsvoll auf seine Rückkunft.

Die Zeit war um, und Klement wandelte dem Kloster zu. Ich will die Welt verlassen, sprach er zu sich selbst, wo mir so übel mitgespielt wurde, wo es nichts als Treulosigkeit giebt! — O Elisa! so konntest du handeln? — so deiner Schwüre vergessen, die du dem Himmel thatest? — Möchte er dir verzeihen, wie ich dir verzeihe! denn ich liebe dich noch immer; — möchtest du glücklich werden, da ich deinet-

deinetwegen dem Tode entgegen gehe! — Er langte im Kloster an, wurde mit den gewöhnlichen Cärimonien eingekleidet und ins Noviziat geschickt.

Gleich als hätte er alle Sinnen verloren, betrug er sich die ganze Noviziatzeit. — Er duldete alles, lies sich alles gefallen, und sprach nichts, sondern begab sich ganz in sich selbst zurücke. Nur zeigten oft seine rothgeweinten Augen an, daß ihm dieser Zwang nicht so leicht würde.

Er kam in sein Kloster zurücke. Hier hielt man ihn für stolz, und haßte und verfolgte ihn auf alle Weise. Er duldete, und tröstete sich mit dem Tode. Aber dessen ohngeachtet hatte er Elisa noch nicht vergessen, und obwohl er sich manchmal gewaltsam sträubte, so war doch sie fast sein immerwährender Gedanke. Manchmal erwachte sein Herz, und schrie laut wider den unmenschlichen Zwang, wider den Verlust der Freiheit, wider die klösterliche Denkart: — es sagte ihm: „Zerreisse die Ketten der Bigotterie und des Fanatismus: — verlasse diesen Kerker der herabgewürdigten Menschheit, und geniesse der Welt, die deinetwegen

geschaf-

geschaffen ist!„ Sein Gesicht glühte, seine Nerven spannten sich, er fühlte seinen Werth als Freigebohrner, als Mensch; — er schnaubte nach Freiheit; — — Aber dann dachte er an sein Schicksal, an die Menschen, und weg war seine ganze Kraft und in seiner Seele herrschte eine fürchterliche Stille, gleich der Stille der schwarzen Mitternacht. —

Um eben diese Zeit verlies einer seiner Mitnovitzen, sein einziger Freund, auf den er sich verlassen konnte, das Kloster. Dieser Verlust gieng ihm sehr nahe, und seine Freiheitsliebe wurde von neuem in Feuer gesezt, aber erlosch bald wieder, indem sein Vater ins Kloster kam, und ihm mit dem Tode drohte, wenn er das Kloster zu verlassen gedächte. — Ein Brief, den er seinem Freunde insgeheim, und nur mit Brennwachse zugepappt, nachschickte, mag uns seine Lage aufhellen. —

Bester, Theuerster!

Daß Sie Sich, wie Sie mir schrieben, froh und wohl befinden, daran nehme ich gewiß unter allen Ihren Freunden den größten und zärtlichsten Antheil.

Ihre

Ihre Schilderung von einigen nahe um uns lebenden Wölfen ist sehr wahr und treffend; —— Sie erfuhren nur den vierten Theil: ich erfuhr —— erfahre mehr. — Man droht Ihnen bey uns allenthalben mit dem goldenen Mönchssprüchelchen aus unsrer Ordensregel: Praevalet ipsa mors! — Doch glaube ich schwerlich, daß es der heilige Benedikt bey Ihnen errathen hat, weil Sie so froh und wohlgemuth leben. —

Mein Leben gleicht so immer der launischen Aprilszeit. — Ohne Sympathie eines um mich lebenden Wesens zu haben oder zu verlangen, trage ich meine Lebensbürde mit einer Gleichgiltigkeit, die ich oft selbst an mir bewundere.

Mich drückt der Haß des Ihnen bekannten Grobians A*** schwer; doch ich habe gelernt, ihn und noch mehr andere seines Gleichen mit einem mitleidigen Lächeln zu übertragen. —

Und nun, leben Sie wohl, Freund! — Denken Sie an mich — in Ihren Vergnügungen und — in Ihrer Wehmuth! — Schreiben Sie mir nicht mehr, ausser wenn Sie sichere Gelegenheit, mir den Brief unmittelbar in meine Hände bringen zu können, haben,

denn man lauert uns auf, und ich habe scharfes Verbot, Ihre Briefe zu lesen, oder Ihnen zu schreiben. Hüten Sie sich und seyen Sie vorsichtig! — Denn jeder schiefe Schritt, den man in A** thut, wird M***s Gelächter. — Leben Sie wohl!

Ihr

heute früh um 3 Uhr.

aufrichtiger Klement.

So war Klements Zustand nach seinem Noviziate. Endlich nahte sich der fürchterliche Tag, an dem er mit unauflöslichen Ketten an das hyderartige Ungeheuer — Mönchthum — angeschmiedet werden sollte! Klement sah gleichgiltig demselben entgegen. —

Elise war indessen nicht minder unglücklich, als Klement. — Sie harrte — immer vergebens — auf ihres Klements Rückkunft. Die Sache wurde ihr verdächtig, und sie fragte desfalls einen andern Studenten. Dieser sagte ihr: daß Weicher schon lang im Kloster sey. Diese Nachricht schmerzte sie so sehr, — drückte sie so sehr zu Boden, daß sie alle ihre Munterkeit verlor, beynahe ausser sich kam, und sich gleichfalls entschloß, eine Nonne zu werden.

Der Tag war da, an dem sich Klement auf ewig von der Welt abreissen — an dem er Profeß thun sollte! Alles war zu dieser Feierlichkeit zubereitet, und von allen benachbarten Orten die Freunde des Klosters zur Schwelgerey eingeladen. Nur noch einige Minuten, und Klement sollte zum Altare. — Izt warf er sich in seiner Zelle auf seine Kniee, und flehte zum Schöpfer: "Du, Vater der Menschen, der du im Verborgenen die Schicksale der Menschen lenkst, o siehe gnädig auf mich herab in dieser feierlichen Stunde, da ich zwischen Leben und Tode schwebe! — Nimm das Opfer, das ich dir heute bringe, meinen Willen, meine Neigungen, — mein Herz — mein ganzes Ich gnädig auf! — — Hilf mir meine Leidenschaften bekämpfen, wenn sie über mich, über meine Vernunft sich heben wollen, — und — o ich bitte Dich — gewähre mir einen baldigen Tod! — Und du, Elisa! — — o warum mus ich in dieser fürchterlichen Epoche meines Lebens an dich denken! — Du, die ich vergessen möchte, und doch nicht vergessen kann! — o Mädchen, o Elisa! es ist das leztemal, wo ich ohne Verbrechen an dich denken darf — das leztemal! — o das wird

mir schwer werden! und doch, — ich mus! — sey glücklich! lebe wohl! — denke nicht an mich! — o wüßtest du, was izt mein Herz leidet! — doch nein! — du sollst es nicht wissen, sollst nichts meinetwegen leiden. — — — Izt trat der Prior in die Zelle, und ermahnte ihn, daß es Zeit sey, sich in die Kirche zu begeben. Klement raffte sich auf, und folgte dem Prior in die Sakristey.

Eine Menge neugierigen Pöbels hatte sich in die Kirche gedrängt. Alles harrte mit Sehnsucht auf das Opfer, das zum Schauspiele dienen sollte. — Endlich erschien Klement. Abgezehrt und blaß wankte er zwischen dem Prior und Novitzenmeister aus der Sakristey in die Kirche. Seine Jugendkräfte waren hin, sein Auge hatte der Schmerz getrübt, und auf seine Wangen und seine Stirne hatte der Gram und die Melancholie tiefe Furchen gegraben!

Der Gottesdienst fieng an, und die Glocke, die man sonst den Sterbenden zu läuten pflegt, tönte in fürchterlich dumpfen, hohlen Schwingungen durch die weite Ebne hinab, und dumpf, hohl und fürchterlich tönten Wald und Fels zurücke. Vor den Stuffen des Hochaltars war

eine Art von Bahre, wie bey einem Seelenamte errichtet, mit schwarzen Tüchern überdeckt, und rings mit brennenden Wachskerzen umgeben. Auf diese Bahre legte sich Klement auf das Angesicht, und wurde mit den schwarzen Tüchern über und über bedeckt: die Sterbeglocke tönte fort.

Bis in die Mitte des Gottesdienstes hatte Klement auf seiner Bahre gelegen. Izt wurde er vom Prälaten hervorgeruffen. Die Sterbeglocke hörte auf, und eine feierliche Stille herrschte unter dem gaffenden Pöbel. Klement trat auf die oberste Stuffe des Hochaltars, und die übrigen Mönche schlossen einen Kreis rund umher. —

Die Cärimonie begann: die Stille wurde noch feierlicher. So eine Stille herrscht auf der Flur und in dem Walde, wenn ferne die Blizetragenden Wolkenberge heraufziehen: — in ängstlicher Erwartung steht die Saat, — die Nelke wagt es nicht, aufzusehen: — es schweigt der Wald und die Luft, und der Landmann sieht voll banger Furcht nach der unglückverkündenden Wolke hin! —

Klement hielt seinen Profeßzettel in der Hand, und begann: "Gott, dem Allmächtigen, allen seinen Heiligen, und unserm heiligen Vater und Ordensstifter Benedikt schwöre ich — — Izt entstand auf einmal ein Gemurmel unter dem Volke, das immer lauter wurde, und alles schien in Bewegung und Aufruhr zu seyn. Endlich drang ein Frauenzimmer, weis gekleidet, blaß, entstellt und mit zerrissenen fliegenden Haaren durch die Volksmenge, durchbrach den Kreis der Mönche, und stürzte auf Klement hin. — Es war Elisa, die alles erfahren hatte, und ihren Eltern im Wahnsinne entlauffen war. — Halt ein, Klement, schrie sie, — schwöre nicht! reitze den Himmel durch einen Meineid nicht zur schrecklichen Rache! — entledige dich zuvor der Eide, die du mir gethan! — — Und so hielt sie ihn vest umklammert. —

Der Pöbel lärmte und fluchte: "reisset sie weg, die freche Sünderinn, die Abgeordnete des Teufels, reißt sie weg, tödtet sie!" Der Prälat tobte und raste: — die Mönche ergriffen sie, schleppten sie durch den wüthenden Pöbel, und warfen sie zur Kirchthüre hinaus. Klement war kraftlos am Altare niedergesunken,

ken, und mußte in seine Zelle gebracht werden. Der Pöbel war rasend, weil ihm das heutige Schauspiel verderbt worden war. —

Am andern Tage wurde Elisa unweit dem Kloster in einem Bache tod gefunden: sie war mit ihren Kleidern an einer Erlenstaude hängen geblieben. Man hinterbrachte es Klementen, damit er, wie man glaubte, desto mehr zum Kloster gestimmt würde, wenn nichts mehr wäre, das ihn an die Welt fesselte. — Klement versank durch diese Nachricht von neuem in eine Art von Sinnlosigkeit.

Es wurde Nacht, und er erholte sich ein wenig; — aber seine Phantasie war im höchsten Grade des Aufruhrs. Er sah Elisa vor ihm stehen, bleich und abgehärmt, wie er sie in der Kirche gesehen hatte. — Er verlies seine Zelle, und schlich den dunkeln Kreuzgang durch; — aber Elisa's Bild folgte ihm wie ein Gespenst nach. — Ja, ich komme, sprach er endlich — Elisa! — ich komme! — Wie der Tod lag tiefe Stille über der ganzen Natur hin: — einsame Wölkchen zogen dem Mond vorüber, der fürchterlich schön auf die schwarzen Kreuze des Kirchhofes niederblinkte. Klement stieg auf

ein Fenster, das nach dem innern Kreutzgarten sah, blickte zum Monde auf, und stürzte sich hinunter. Er hatte sich an einem Geländer den Kopf zerquetscht, und das Gehirn lag auf der Erde. — Nicht würdig, zu den übrigen gelegt zu werden, bekam er ein eignes Grab. Nur selten geht ein unglücklicher Jüngling in Mönchskleidern dorthin, und wünscht ihm die ewige Ruhe. —

Welch eine Freude für Eltern, so ihre Kinder versorgt zu sehen!!! — Der Jüngling, der mit seinen Talenten ein Segen seines Zeitalters hätte werden können, mus im Kloster seine Fähigkeiten vergraben, mus unglücklich werden! Und doch preisen sich die lieben Eltern selig, weil ihr Sohn ein Mönch ist!!! — —

Jüngling! Mädchen! hüte dich vor Schwärmerey und rascher Hitze! damit dich nicht einst gleiches Schicksal treffe.

Christian Ehrenberg.

Christian war ein edler Jüngling. Er hatte aber, — welches guten Seelen so sehr eigen ist, — einen ausserordentlichen Hang zur Schwärmerey. —

Schon in seinen jüngern Jahren verlohr er seine beeden Eltern, die ihm gar kein Vermögen hinterliessen. — Nichtsdestoweniger sezte er, unterstüzt von Freunden, die ihm sein Fleis und sein gutes Betragen zugebracht hatten, seine Studien mit großem Ruhme fort, und war geschäzt von seinen Vorgesezten, und geliebt von seinen übrigen Mitschülern. —

Christians ganze Absicht gieng dahin, sich soviele nüzliche Kenntnisse zu sammeln, als nur immer möglich wäre, und dann durch ausgezeichnete Verdienste in seinem Vaterlande einst eine Stelle zu erhalten, wo er an der Seite einer zärtlichen Gattinn, und unter dem

Gewühle froher Kleinen der Welt soviel nützen wollte, als er nur immer könnte.

Guter Jüngling! du kanntest unsre Menschen nicht! — Du vergassest oder wußtest nicht, daß man heutzutage eine mit Golde bebrämte Weste einem verdienstvollen Manne, der kein Gold besizt, vorzieht. —

Christian hatte die Philosophie beynahe absolvirt. — Die Kandidatenwerber bemerkten seine Fortschritte, und bemühten sich, ihn an sich zu ziehen. Christian kannte diese Art Leute noch nicht, nahm alle ihre Schmeichelеien für baare Wahrheit an, und so wurde er bethört, und der Grund zu seinem künftigen Unglücke gelegt.

Christian hatte einen Freund, dessen Bruder Mönch war. Durch diesen, wiewohl er selbst keine Schuld hatte, wurde der ganze Plan ausgeführt. Der Mönch — er hies P. Anton — schrieb mit hoher Begnehmigung des Prälaten an seinen Bruder, und lud ihn sammt seinem Freunde Christian auf die Ferien ein. — Christian nahm die Einladung an, ohne an das Mönchwerden zu denken, und

kam in das Kloster. — Der Unvorsichtige kannte die Klosterpolitik und ihre Schmeicheleien nicht, und wurde so in die Falle gebracht, ohne daß er es selbst wüßte. — Hier erstaunte er über die Pracht und Bequemlichkeit der Mönche. Man zeigte ihm alles auf der vortheilhaften Seite, schmeichelte ihm, koste ihn, und richtete sich so sehr nach allen seinen Launen, daß er anfieng, die Mönche zu beneiden, sie für Engel, und das Kloster für ein Paradies zu halten.

Jünglinge! Mädchen! laßt euch durch solche Reitze nicht täuschen! Sie sind Blumen, unter denen Schlangen verborgen liegen, und die euch dann erst ihr Gift fühlen lassen, wenn sie ihrer Beute gewiß sind.

Christian fand vorzüglich Geschmack an der Dichtkunst.

Er schrieb einige Gedichte, die eine rasche — feurige Phantasie und viel Genie verriethen. Sein schwärmerischer Charakter selbst machte diese Art Studium zu seinem Lieblingsstudium. — Dieß vollendete sein Unglück. — Im Kloster kannte man diese seine Neigung und seinen Charakter, und richtete sich darnach. Man

lobte

lobte seine Gedichte, den Witz und das Feuer, das darinn herrschte, und bedauerte nur, daß er vielleicht künftig in eine Lage kommen könnte, wo er diesem Studium nicht nachhängen könnte. Für so einen Geist wäre das ruhige Klosterleben das beste; hier störe ihn nichts, — hier hätte er alle Gelegenheit, einst einer der größten Dichter zu werden, u. d. m.

Christian wurde durch dergleichen Süssigkeiten so sehr bethört, daß er dem Pater wirklich versprach, sich zu besinnen, und ehestens die Supplik zu schicken, nur solle er sein Möglichstes für ihn thun. P. Anton gab ihm gute Hofnung, und entlies ihn so wieder zu seinen Studien. —

Das Gift fieng an zu wirken, und Christian konnte kaum den Boten erwarten, durch den er die Supplik nach dem Kloster schicken könnte. Er dachte sich, welch ein seliges Leben er mit seinen Musen führen wollte; — ja er machte sich schon ein Skelet von einer großen Epopee, die er im Kloster auszuarbeiten, und der Welt zu übergeben dachte. Endlich kam der Klosterbote, und Christian schickte seine Supplik. —

Seiner

Seiner Hochwürden und Gnaden liessen sich selbst herab, dem Weltkinde zu schreiben, um ihn desto sicherer aus dem Schlamme der Sünden und den Klauen des Teufels zu reissen, und in den Stall der — — — Schafe aufzunehmen. Er lobte seinen heiligen Entschluß, hies ihn gutes Muthes seyn, und versprach ihm ein seliges Leben unter seiner Aufsicht im Kloster. — Wahrhaftig! sehr viel von einem Prälaten! — Auch P. Anton schrieb ihm öfters, sezte seine Lockungen und Schmeicheleien fort, und pries ihn selig, daß er diesen Weg eingeschlagen habe. —

Man irrt sehr, wenn man sagt, die Mönche seyen dumm. — Dumm sind sie gewiß am wenigsten, das wissen die am besten, die mit ihnen auf irgend eine Art zu thun hatten. Mönchskniffe, Mönchslist ist über alles: das beweist uns die ganze Geschichte des Mönchsthums von ihrem Ursprunge bis auf unsre Zeiten. — Oder verräth das eine Dummheit, sich Könige und Kaiser unterthänig zu machen? ganze Nationen und Völker am Gängelbande, oder an der Nase zu führen? Dummheit und Aberglauben zu verbreiten, und zu erhalten?

sich

sich vom Schweiße Anderer gut zu thun und zu schwelgen, und dennoch als Heilige sich verehren und anbeten zu lassen? — Dieses alles sind wahrlich keine Zeichen von Dummheit.

Christian brannte vor Begierde und heiligem Eifer, und konnte kaum den Tag erwarten, an dem er in das Land der Ruhe — des Müssigganges — eintretten sollte. Endlich kam die Obedienz, und Christian ward aufgenommen. Welche Freude für ihn! er betrachtete sich schon als von der Welt abgesondert, und vermied allen Umgang mit ihr. Soweit konnte Schwärmerey und klösterliche Süssigkeit den besten Jüngling führen!

Hundertmal und noch hundertmale möchte ich es sagen, — Jünglinge! — Mädchen! hütet euch vor Schwärmerey! — sie ist der erste Schritt in euer unausbleibliches Verderben! —

Die vom Prälaten bestimmte Zeit war nun da, und Christian eilte dem Kloster zu. Man empfieng ihn mit vieler Freude, und bestrebte sich auf alle Weise, ihn mit klösterlichen Süssigkeiten zu überhäuffen.

Drey

Drey Tage waren zur Lustbarkeit und Freude bestimmt, am vierten sollte er in das Konvent aufgenommen werden. Alles, was nur Luxus und Schwelgerey ersinnen kann, war da zugegen, und Christian staunte über die klösterliche Armuth: — eine ganze Familie hätte bequem ein Jahr davon leben können, was diese drey Tage verpraßt und verdorben wurde. —

Früh um acht oder neun Uhr stand man auf, gieng in die Kirche, erhob die Hände, verdrehte die Augen, und lies sich vom Volke bewundern, anstaunen, und für einen Heiligen halten. Christian gefiel diese Art zu beten nicht; — er glaubte jenes Gebet im Geiste der Demuth verrichtet, sey diesen öffentlichen Pralereien weit vorzuziehen. Nach der Messe nahm ihn der P. Prior zu sich: komm' Er, sprach er, ich will Ihm die Merkwürdigkeiten unsers Klosters zeigen. Christian glaubte, er würde in eine schöne Bibliothek oder in ein gut eingerichtetes Armarium geführt werden, und folgte ihm. Der Prior watschelte voraus: man hörte ihn schon durch drey Kreuzgänge schnauben. Sein Gesicht glich der vollen Scheibe des Mondes, so roth, und so fleckicht war

es: sein Hals an Dicke völlig dem Kopfe: sein Halskragen hatte wenigstens eine Elle; — sein Unterleib hatte den Anfang eines Sechseimers, und sein Cingulum maß wenigstens acht Ellen: kurz, der ganze Prior war dicker, als er lang war.

Sie waren mehrere Gänge durch, und befanden sich izt — — im Weinkeller. Sieht er, sprach der Prior, das ist meine erste und liebste Merkwürdigkeit. — Sieht er, so grosse Fässer hat er gewiß noch nicht gesehen: — hier in diesen drey Fässern ist ächter Achtundvierziger, o, ein Wein! exzellent! und hier in den übrigen Fässern ist lauter Vierundachtziger, auch ein treflicher Wein! — Da bekömmt man Feuer, wenn man so etliche Mäßchen trinkt! — Da schläft sichs königlich darauf! für dieses edle Getränk, womit uns Gott so reichlich versehen, können wir ihm nicht genug danken! — Hier durch diese Thüre kömmt man in den Bierkeller: — auch ein trefliches Bier haben wir! und wir können uns rühmen, daß kein Kloster weit und breit so mit Wein und Bier versehen ist, als das unsrige! — läßt sich da nicht herrlich leben? — Er darf wahrlich Gott

alle

alle Tage danken, daß er ihm die Gnade ertheilt hat, in unsere heilige Mauern zu kommen! —

Sie stiegen wieder hinauf, und Christian bat den Prior, er möchte ihm die Klosterbibliothek zeigen. Pah! — antwortete der Prior, — die Fratzereien mus er lassen. Im Vertrauen gesagt, ich — und auch der gnädige Herr — können das einfältige Bücherwesen nicht leiden. In den meisten, besonders in den neuern Büchern, ist gar nichts Gutes enthalten: die meisten sind Illuminaten- und Freimaurerbücher, und daher rührt alles Uebel in der Welt, — oder woher anders, als von den Büchern kommen die heutigen bösen Zeiten? — Der Krieg und das leidige Franzosenwesen? — Nee, damit mus sich ein guter Religios nicht aufhalten. Bete er sein Brevier fleissig, mache er seine geistlichen Betrachtungen und Meditationen, laß er sich sein Essen, sein Bier und seinen Wein wohl schmecken, und laß er das übrige den Weltkindern, die der Hölle blind zueilen. Ascetische Bücher endlich gehen noch an, und die wird er in seinem Zimmer hinlänglich finden, sobald er hineinkömmt. — Christian

lachte, denn er hielt dieß alles für blossen Spaß des Priors. —

Man gieng zu Tische. Christian erstaunte über die klösterliche Armuth und Mäsigkeit. Der unendlich verschiedenen und kostbaren Speisen war kein Ende. Alle Gesichter glühten, und ein Cingulum nach dem andern wurde nachgelassen. Christian blieb ungeachtet des immerwährenden Zusprechens mäsig, da alle übrigen schon betrunken waren.

So sieht das Unding, klösterliche Armuth, aus!! Schliesse man daraus auf das zweite, ihre Keuschheit! — Starke, gesunde Männer, Müssiggang, die besten Speisen im Ueberflusse, starkes Bier, hitzige Weine, — und doch Keuschheit! — — welche handgreiflichen Widersprüche! — —

Christian bemerkte alles, und seine Hochachtung für die Mönche war bey weitem nicht mehr so gros, als einst. —

Der Gastdiener kam herein, und meldete, daß ein alter Invalid draussen wäre, der um etwas übergebliebenes Essen bitte, weil er schon drey Tage nichts mehr gegessen habe, und nichts

arbei-

arbeiten könne, weil er im Kriege zum Krüppel gehauen worden wäre. Schaffe ihn hinunter, rief der Prior, — vor dem Lumpengesindel ist man selbst beym Fressen nicht sicher! — Der Gastdiener gieng, kam aber bald wieder, und sagte, daß sich der Invalide nicht wolle abtreiben lassen. — Voll Wuth sprang der Prior vom Sessel auf, lief hinaus, warf den ohnehin krüppelhaften Mann über die Treppe hinunter, und befahl dem Amtknecht, daß er diesen Lumpen aus dem Klostergebiete bringen sollte. — Er kehrte in den Speisesaal zurücke, und sein ohnedem kupfernes Gesicht war vom Zorne noch feuriger geworden. Sehet, sprach der Abt, wie unser Herr P. Prior sich so eifrig um die Policey annimmt! — Alles lachte über den witzigen Einfall des gnädigen Herrn. — Des andern Tages fand man den Invaliden tod unter einem Baume. Dieß ist die klösterliche Barmherzigkeit und Menschenliebe!!!

Ueber vier Stunden saß man bey Tische, endlich stand man auf. Der Prior, den Christian zu verabscheuen anfieng, fragte ihn: ob er auch spielen könne? — auf die Antwort,

daß er nie gespielt habe, sprach er: das muß er lernen! — spielen mus ein guter Religiose können; — allemal gebe ich dem mein Votum lieber, der spielen, als dem, der nicht spielen kann. Er begab sich von ihm, und formirte eine Spielgesellschaft. —

Unterdessen traten Seine Hochwürden und Gnaden zu Christian. Nun, Herr Ehrenberg — sprach er, wie gefällt es Ihnen bey uns? o vortreflich! antwortete Christian. — Das freut mich, fuhr jener fort, Sie werden auch gewiß ein vergnügtes Leben haben, nur hüten Sie Sich vor den zwey ersten, in Klöstern gefährlichsten Lastern, der Spielsucht und dem Trunke! — Der Religios, der sich ihnen ergiebt, wird gewiß bald mißvergnügt. — Izt kam dem gnädigen Herrn ein Blick in P. Antons Karte. Dieses Solo spielen Sie nicht, P. Anton? zwey Matadors, drey Figuren und eine besezte Honneur? Dieß müßte ich spielen, und sollte es auch eine Karolin kosten! — P. Anton spielte das Solo, und verlor es: er warf einen zornigen Blick auf den gnädigen Herrn: — dieser zupfte an seinem goldenen Kreutze. Ein Muster der klösterlichen Liebe! —

Nur vor der Trunkenheit hüten Sie Sich, Herr Ehrenberg! fuhr der Prälat fort; Trunkenheit richtet Seele und Leib zu Grunde. Indeß watschelte der Prior zur Thüre herein, und auf sie zu: — Was, rief er, so auf dem Trocknen sitzen Sie? Heda, Andreas! da bring er Wein her! — trink' er, Ehrenberg! — ein kleines Räuschchen schadet nichts; — ein nüchterner Mensch hat kein Glück: — ein Religiose muß trinken können, sonst reibt ihn der Chor auf. — Man kann viel besser beten, der Geist bekömmt mehr Kraft und Schwung, wenn man einen kleinen Zeps hat. — Der gnädige Herr schlich sich weg, und Christian mußte trinken.

Der Prior watschelte auch bald wieder weg, und Christian war allein. Er ergrif die Gelegenheit, nahm eiligst Hut und Stock, und begab sich vor das Dorf hinaus. Hier verglich er das, was er im Kloster gesehen, mit seiner vormaligen Idee, und der Abstand war unendlich gros. Doch dachte er wieder: "was geht dieß alles mich an? Ich bleib' in meiner Zelle, studiere ruhig, und mische mich nicht unter den Lärmen! — ich will dessen ungeachtet

 vergnügt

vergnügt leben." Wie sehr irrte er sich! Gerade, als wenn einer, von einer giftigen Luft umgeben, sagen wollte: "Was achte ich die Luft? ich athme nicht, was wird sie mir schaden können?" wird er nicht ersticken müssen? —

Es wurde Zeit zum Nachtessen, wobey nicht weniger Luxus herrschte, als zu Mittags. Vorzüglich zeichneten sich im Fressen und Sauffen zwey neu angekommene Kapuziner aus. Ihren rothen Bärten sah man es an, daß sie schon vieles haben ertragen müssen; denn sie waren, so weit der Mund reichte, schneeweiß gebleicht. —

Nach dem Tische wurde wieder gespielt. Andere standen zu den Spielenden, und beteten mit der größten Aufmerksamkeit — auf die Karten — das Brevier, und noch andere liessen sich den Wein schmecken. Endlich gieng alles berauscht zu Bette. — Auf ähnliche Weise vergieng der zweite und dritte Tag. —

Am vierten wurde er in seine Zelle geführt. Hastig lief er auf die Bücher zu, die auf dem Pulte standen; — aber was für Geburten verrückter Mönche erblickte er da, als er eins nach dem andern aufschlug! — Ich will ein Verzeichniß von diesen Büchern hersetzen, die alle in

irgend einer Klosterdruckerey gedruckt sind, und also sonst nirgends als in Klöstern existiren. —

Vier Theile des Klosterbreviers, die voll von alten abgeschmazten Bilderchen, und auf manchen Orten so beschmuzt waren, daß man den Koth mit Messern stückweise herunterschneiden konnte.

P. Naisl meditationes, ein Buch, das mehrere Theile hat, und für alle Tage auf das ganze Jahr eine Meditation enthält, eins der schätzbarsten Bücher im Benediktinerorden, das aber am mönchischen Unsinne schwerlich seines Gleichen hat. Unter andern befindet sich auch eine Stelle darinnen, wo der Verfasser sagt: "das Kloster sey die Arche Noä, wer nicht darinn sey, der müsse ersauffen!" — Welcher Mönchsstolz!! —

RP. Fischer de votis religiosis, voll Unsinn und alter Mönchsgrundsätze, worinn unter andern auch gesagt wird: "der Kranke soll keine Medizin nehmen, dieß heisse: sich den göttlichen Anordnungen widersetzen" u. d. gl.

Eben derselbe de perfectione monastica, wo er die Mittel angiebt, ein Klosterheiliger zu werden; toll bis zum Todtlachen! —

Candidatus benedictinus, voll klösterlicher Süssigkeit! —

Regula S. P. Benedicti cum declarationibus.

Geistliches Vade mecum: geistlicher Seelenwecker: geistliches Brünnlein mit zwölf Röhrlein: geistliche Magentröpflein: geistlicher Rauchtaback, lauter ascetische Gebetbücher, voll frommer Anmuthungen und süsser Stosseufzerlein, und endlich das beste: Thomas a Kempis de imitatione Christi. —

Diese waren seine Bücher. Er staunte, als er sie alle durchgeblättert hatte. Er beklagte sich beym Prior, und dieser sagte ihm: izt habe er die klösterliche Lebensart zum Studium, — nach dem Noviziate würde er Bücher bekommen, so viel er wolle. Christian gab sich zufrieden.

Abgerissen von allem menschlichen Umgange saß er nun zwischen den vier Mauern seiner Zelle. Er hatte keine Bücher, und wurde zu Beschäftigungen angehalten, wovor ihm eckelte. Er mußte sich selbst betten, mußte Leuchter putzen, Zimmer und Gänge säubern, und einheitzen, und durfte den ganzen Tag schier kein Wort reden: überall, wo er nur hinsah, stand

mit

mit grossen Buchstaben: Silentium! —— Jeder Tag wurde ihm eine Ewigkeit, und er fieng an seine Thorheit zu bereuen. —

So lebte er einige Wochen. Er entdeckte sich dem P. Anton endlich, als sein Eckel zu groß, und seine Sehnsucht nach Freiheit zu heftig wurde. Dieser hielt ihn deswegen für vom Teufel besessen, und brachte ihm Gaßners Abhandlung und Form, den Teufel auszutreiben. Dadurch fühlte er sich so sehr beleidigt, daß er sich entschloß, das Kloster zu verlassen, und seine Entlassung vom Prälaten begehrte.

Aber dieser überredete ihn zum zweitenmale, und Christian blieb; — Doch die Liebe der übrigen Mönche hatte er verlohren, — alle, selbst P. Anton haßten ihn, und verfolgten ihn, wo sie nur immer konnten. Endlich wurde er in ein fremdes Kloster ins Noviziat geschickt.

Ein schwarzer, hagerer, langer Mann, vor dem man sich fürchtete — der Novitzenmeister empfieng ihn, und führte ihn in die für die Novitzen, die aus mehrern Klöstern hier zusammenkamen, bestimmte Wohnung. Sie war in einem besondern Gebäude des Klosters, und

mit doppelten Thüren versehen. Alle Novitzen hatten ein gemeinsames Wohnzimmer und ein gemeinsames Schlafzimmer. In beiden hatte jeder seinen eigenen Platz, der von dem andern durch Bretter abgesondert war, damit keiner den andern sehen, keiner den andern berühren konnte. Alle Fenster waren vernagelt, das Glas aber selbst kein ordentliches Fensterglas, sondern erhoben, wie bey einigen Trinkgläsern, das zwar das Licht durchlies, wodurch man aber keinen Gegenstand sehen konnte. Alle Thüren waren mit kleinen Oefnungen versehen, damit der Novitzenmeister alles begucken konnte.

Hier mußten sie den ganzen Tag, außer der Zeit, wo sie im Chore, oder bey Tische waren, wie angeschmiedet, ohne ein Wort reden zu dürfen, sitzen. Wenn sie zum Tische, oder in den Chor giengen, giengen sie Paarweise, wie die Schulknaben. Alle legten sich zugleich zu Bette, alle standen wieder zugleich auf. — Ihr Bett bestand in einer Matratze mit Kühhaaren gefüttert, einem Kopfkissen, und einem Oberbette, dessen Ueberzug seit vierzig Jahren nicht gewaschen worden war, und

an dem man nicht erkannte, ob er blau, grün oder gelb war: im Sommer wimmelte alles vor Ungeziefer.

Begierigen Lesern will ich die ganze Tagesordnung der Novitzen, die einen Tag, wie den andern heilig gehalten werden mußte, hersetzen. — Früh ein Viertel über drey Uhr stand man auf, warf sich in die Kutte, und eilte in den Chor, wo sie die Lichter anzünden und die Bücher aufschlagen mußten, damit die übrigen Mönche, wenn sie kamen, nur hinsehen durften. Dann waren die Mette und die Laudes. Hatte einer unter dem Chore eine Sylbe falsch ausgesprochen, so mußte er sich am Ende prosterniren, das heißt: in der Mitte des Chors sich auf das Angesicht hinlegen, und solang bleiben, bis ein Zeichen zum Aufstehen gegeben wurde. Dieß war bey jedem Chore zu bemerken. —

Nachdem man nun über fünf Viertelstunden in einem fort geschrieen und gelärmt hatte, gieng man nach Hause und verrichtete eine Art Morgengebet. Um halb sechs Uhr war Meditation, die aus dem Naisl, und kniend verrichtet werden mußte, und eine halbe Stunde

dauerte. Diese Meditationen sind manchmal süsser als Zucker, und um diese Zeit ist es, wo die meisten Verzuckungen und Verruckungen geschehen. Die Novitzen müssen täglich daraus den Nutzen, den sie geschöpft, aufschreiben, sich ein Motto machen, und an das Pult heften, damit sie dasselbe den ganzen Tag vor Augen haben.

Nach der Meditation geht man in den Chor, und schreit die Prim herab. Nach der Prim geht man in die Messe. Diese dauert bis halb acht Uhr. Nach der Messe bis neun Uhr hält der Novitzenmeister ascetische Lektion, wo die Klostergrundsätze, die Ordensregel und das ganze Mönchthum erklärt wird. Ich will einige Grundsätze berühren.

Die Mönche sind keine Menschen, sondern Engel, denn sie wohnen im Heiligthume Gottes, und singen Ihm täglich, wie die Engel, Sein Lob.

Der Prälat, Prior, oder andere Vorgesezte vertretten Gottes Stelle; wenn man sich wider sie verfehlt, verfehlt man sich unmittelbar wider Gott. Seinen ganzen Willen müsse man dem

ihrigen

ihrigen unterordnen. Der geringste Gedanke wider sie, ist unverzeihliche Todsünde!!!

Man soll kein Frauenzimmer ansehen, denn die Frauenzimmer sind Teufel in menschlicher Gestalt!!!

Man soll keine Musik, als Kirchenmusik anhören.

Man soll keine Blume abpflücken, sie nicht besehen, noch beriechen!

Man soll nicht essen, noch trinken, weil man Hunger, oder Durst hat, sondern Gott zu ehren. Ueberhaupt allen seinen Sinnen soll man entgegen handeln!

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich allen solchen Unsinn auftischen wollte, denn die ganze klösterliche Ascesis ist nichts, als Unsinn.

Nach der Lektion um neun Uhr gieng man abermals in den Chor, um die sogenannten horas minores herabzuschreien, und dem Hochamte beyzuwohnen. Nach diesem, um zehn Uhr bis drey Viertel auf eilf las man geistlich, entweder aus dem Naisl oder Fischer, oder dem geistlichen Brünnlein mit zwölf Röhrlein!!! Um drey Viertel auf eilf bis eilf verrichtete man

kniëend

knieend das examen particulare. Man befragte sich hierinn selbst über seine Fehler: ob man mit den Augen nicht zu frech sey! ob man nicht zu gerade oder zu gebogen gehe! ob man nicht zu geschwind oder zu langsam rede! ob man die Hände hübsch kreutzweis immer auf der Brust halte? u. dergl. m.

Nach diesem gieng man Paarweise zu Tische. Doch die Tischzeit war nicht der Erholung und Ausheiterung gewidmet, wo man sich durch freundschaftliche Gespräche wechselseitig ermuntert, sondern hier mußte das strengste Stillschweigen beobachtet werden. Da die übrigen assen, mußte ein Novitze lesen, und ein andrer die Speisen auftragen, und die übrigen bedienen. Vor dem Tische mußten die büssenden Novitzen, oder auch der Demuth wegen, sich in die Mitte des Refektoriums prosterniren, andere knieen, andre ausgespannt beten, und noch andere allen übrigen die Schuhe küssen!!! Andere mußten auf dem Boden knieend, andere sitzend essen, und noch andre bekamen gar nichts, sondern mußten sich von den übrigen etwas erbetteln! lies einer unter dem Essen den Löffel, das Messer, oder die Gabel, oder auch

etwas Brod auf den Boden fallen, oder machte sonst irgend ein Geräusche, so mußte er sich sogleich in die Mitte prosterniren. Zwey zugleich durften nicht trinken. Sie mußten mit der Kapuße bedeckt seyn, und es war ihnen streng verboten, auf Jemanden anders, als nur auf ihr Schüsselchen zu sehen.

Ihre Kost wurde ihnen sehr sparsam in eigenen Portionen zugetheilt. Ein Einziger hätte manchmal fünf bis sechs solche Portionen mit grossem Appetite verzehrt, — und doch mußten sie sich mortifiziren, das heißt: von jeder Speise allemal etwas übrig lassen.

Wenn der Tischleser einen Prosodiefehler begieng, wurde er vom Novitzenmeister korrigirt; — geschah dieß dreimal, so mußte er sich prosterniren, und bekam nichts zu essen. Sonst kamen die Leser und Aufwärter auf den Nachtisch. —

Um zwölf Uhr stand man vom Tische auf, und dann giengs unter lautem Herabschreien des Psalmes: Miserere mei, Deus, caet. und Paarweise in den Chor. Nach einigen Minuten giengen die Mönche wieder fort, und die Novitzen mußten bleiben, um die Leuchter zu

säubern,

säubern, und die Spuckbehältnisse zu reinigen; dann giengs nach Hause.

Hier wurden nach Gutdünken des Novitzenmeisters entweder die Gänge oder Zimmer oder Abtritte gesäubert, oder man trug Holz oder Wasser, und dieses alles unter dem tiefsten Stillschweigen; oder man gieng zuweilen spazieren.

Bey Spaziergängen nun, die sehr sparsam waren, giengen die Novitzen Paarweise mit vorgezogenen Kaputzen, damit sie im Dorfe Niemanden sehen konnten, voran, und der Novitzenmeister hinter ihnen her. Erst weit vorm Dorfe wurde es ihnen erlaubt, die Kaputzen abzunehmen, und — aber nur Lateinisch! — miteinander zu reden. Nun giengs in Wälder oder solche Gegenden, wo keine Menschen waren. Nach einer Stunde kehrte man in der nämlichen Ordnung wieder in das Kloster zurücke. —

Izt gieng man in die Kirche zur Adoration, und dann schrieb man ascetische Schriften ab, oder der Novitzenmeister gab Lektion. Darnach war die Vesper. Nach dieser nahm man die geistlichen Magentröpflein, oder den

geist-

geistlichen Rauchtaback, oder eine andere anmuthige Seelenerquickung her. Um fünf Uhr gieng man zu Tische, wo das Nämliche zu merken war, wie zu Mittags: — um drey Viertel auf sieben Uhr gieng man in den Chor, und schrie die Komplet. Nach dieser machte man eine nächtliche Betrachtung, gieng nach Hause, befragte sich über sein Gewissen, und um acht Uhr — Sommer, und Winter — mußte alles im Bette seyn. Dieß ist die tägliche Ordnung in Klöstern das ganze Jahr hindurch. —

Noch sind zwey Hauptgewohnheiten in Klöstern übrig, die ich zu beschreiben nicht unterlassen kann: — die Disciplin, und die Culpam sagen.

Die Disciplin müssen die Novitzen auf folgende Weise machen: der Novitzenmeister weist jedem Novitzen im Zimmer seinen Platz an: dann wird das Licht ausgelöscht. Die Novitzen entkleiden sich, und nehmen ihre Geisel, die besonders hiezu verfertigt ist, eine Handhabe hat, und sich in zwölf, oder mehr kleine Schnürchen endet, worein kleine Knöpfchen gebunden sind. Dann fängt der Novi-

tzenmeister eine laute Betrachtung an, während welcher die Novitzen wacker auf ihren Rücken lospeitschen müssen. Wenn es dem Novitzenmeister genug scheint, läßt er sie aufhören, ankleiden, und Licht bringen. Hat er Verdacht, daß sich einer nicht genug gepeischt hat, so läßt er ihn besehen, und dann von einem andern peitschen. Auch das Cilicium müssen sie tragen, welches aus Eisendrat verfertigt, und mit vielen kleinen Spitzchen versehen ist.

Bey der Culpa geschieht folgendes: Alle Novitzen stellen sich in einen Kreis, und prosterniren sich dann: Der Novitzenmeister fragt: Quid dicitis? — Was sagt ihr? — Die Novitzen antworten: Culpam, unsre Schuld. — Der Novitzenmeister: Surgite! — stehet auf! — Die Novitzen stehen auf, formiren einen Kreis in tiefgebeugter Stellung, und sagen eine allgemeine Formel her. Dann fängt der erste mit Erzählung seiner Vergehungen an: z. B. daß er seine Augen nicht im Zaume gehalten, sich nicht mortificirt, Wasser, oder Dinte verschüttet, Getöse gemacht, Fehler im Chore begangen haben u. s. f. — er erhält dann sein Kapitel, und seine Straffe, — dann kömmt es

an den zweiten, dritten, und so fort, bis alle absolvirt sind. —

Dieses sind nun einige Züge vom Noviziate: es ganz zu beschreiben, ist theils wider die Absicht dieses Werks, theils würde es auch die Geduld ermüden. Daß ich aber nichts übertrieben, sondern die Wahrheit nur mit gelinden Worten gesagt habe, wird Jeder, der Klöster kennt, — ja die Mönche selbst werden es gestehen müssen. — Nun wieder zu unsrer Geschichte. —

Christian bekam bald Eckel an dem ewigen Einerley. Seine Denkart harmonirte nicht im Geringsten mit den mönchischen Grundsätzen. Der Verlust seiner Freiheit war ihm unvergeßlich, und der sklavische Klosterzwang unausstehlich. Der Novitzenmeister merkte es, und hielt ihn desto strenger zu den abgeschmacktesten Beschäftigungen an. Christian fühlte seine Würde als Mensch, und entschloß sich zum zweitenmale, das Kloster zu verlassen: Aber wohin sollte er sich wenden? Wo Lebensunterhalt finden? Er war ohne Eltern, ohne Vermögen! Auf fremde Unterstützung konnte er keine Rechnung machen, da er sich in einem

Lande befand, wo man diejenigen, die das Kloster verlassen, haßt, verfolgt, und für verflucht und verdammt hält. — Oft war sein Entschluß reif, oft war er schon auf dem Wege, seine Entlassung vom Novitzenmeister zu begehren, aber so oft er sein künftiges Schicksal bedachte, so gieng er wieder zurücke. — Izt aber entschied ein Zufall auf einmal sein ganzes Geschicke. —

Nicht ferne vom Kloster auf einem hohen Berge lag ein Rittergut, das einem Landedelmanne zugehörte, und das er mit seiner Familie im Frühjahre und im Sommer bewohnte. Es fiel das Namensfest des Prälaten ein, wo eine grosse Schmauserey gegeben, und wozu alle umliegenden Pfarrer und Edelleute, also auch Herr von Kronfeld, — so hies der erwähnte Edelmann — eingeladen wurden. Herr von Kronfeld erschien, und brachte seine Tochter mit. Konstanzie, — so hieß sie — war ein Mädchen von siebenzehn Jahren. Natürliche Schönheit, verbunden mit Unschuld und holder Artigkeit, machten sie zur Reitzendsten ihres Geschlechts. Ihr Haar wallte in blonden Locken den Nacken hinunter: — auf ihrer Stirne

glänzte

glänzte Heiterkeit, — ihr Auge war schmachtend und sanft, wie der Abendstern; auf ihren Wangen blühten die Rosen der Unschuld, und ihr Mund glich der reifenden Birne, die durch ihre Farbe weit und breit die Vögel des Himmels herbeylockt: ihr Busen war voll und weis, wie die Blühte des Kirschbaums, schlank ihre Lenden, wie einer der Grazien ihr Gang.

Die Gäste waren beysammen, und man speiste in einem Saale, der für diesen Tag im Gastgebäude besonders angelegt war. Aus vorzüglicher Gnade des Prälaten durften an diesem Tage auch die Novitzen hier speisen.

Konstanzie erschien mit ihrem Vater im Saale. Holde Röthe überzog ihr Gesicht, als sie sich unter so vielen Mönchen sah: sie machte ihre Komplimente, und nahm ihren Platz ein, den man ihr anwies. — Verstohlen sahen die Mönche nach ihr, nach ihrem Busen hin, und beneideten den, neben dem sie zu sitzen kam. —

Auch die Novitzen erschienen, und nahmen ihren besondern Tisch ein. Keiner hatte sich bisher getraut, aufzusehen, denn der Novitzenmeister hatte es ihnen streng verboten. Chri-

 stian

stian saß Konstanzien gerade gegenüber. Endlich traf sie sein unwillkührlicher Blick, und Messer und Gabel entfiel ihm. Er glaubte eine der Musen, oder eine von den alten Dichtern geträumte Göttinn zu sehen. Wie Feuer fuhrs ihm durch alle Nerven, sein Blut tobte, und sein Gesicht wurde über und über roth. —

Konstanzie sah ihn, bemerkte seine Verwirrung, und schloß auf die wahre Ursache. Christian war der schönste unter allen Novitzen. In seinem schmachtenden Auge, das von innerlichem Kummer getrübt war, konnte man sein Mißvergnügen an seiner Lebensart lesen. Dieses alles entgieng Konstanzien nicht, denn ihr Blick war immer auf ihn geheftet, sie sah seinen Kampf, in dem er sich nicht mehr aufzusehen getraute, und sie bemitleidete ihn. — Aber bald fühlte sie mehr, als Mitleiden, sie wünschte ihm zu helfen, ihn glücklich zu machen, sein schmachtendes Auge begegnete dem ihrigen, und — sie liebte ihn. Christian aß und trank nichts: ein verstohlener Blick auf dieses reitzende Geschöpf war ihm über alles.

War je Liebe unglücklich, so war es gewiß Christians Liebe. — Seine Leidenschaft war über alle Vorstellung heftig, und doch — er war Mönch, Novitze, hatte kein Vermögen, keine Aussicht, kannte nicht einmal das Mädchen, noch auch ihre Glücksumstände. — Welche Hindernisse! — aber die Liebe ist blind; Christian bedachte dieses alles nicht, sondern überlies sich ganz den süssen Träumen seiner allzuraschen Phantasie.

Der Dampf der Speisen, und die überflüssigen starken Weine hatten endlich, nach Christians Wunsch, Aller Sinne verwirrt und umnebelt, und die beyden Verliebten konnten sich desto sicherer einander ins Gesicht sehen. Sie verstanden sich auch gar bald, Christian zweifelte nicht mehr, daß er geliebt würde, und überlies sich den seligsten Gefühlen.

Aber was war dieses alles ohne Unterredung? — und wie war eine solche möglich? —

Man stand vom Tische auf, man betete, und nun war der Ruf an die Novitzen: abmarschirt! — Alles taumelte durcheinander. Konstanzie gieng zufällig bey Christian vorbey. —

bey. — „Wie heissen Sie?„ flüsterte sie ihm zu. — Frater Christian, war die Antwort. — Sie wischte hinaus, und Christian mußte mit den übrigen fort!

Die Zeit bis zum Nachtessen, wo er sein Mädchen wieder zu sehen hofte, schien ihm eine Qualvolle Ewigkeit. — Endlich war sie da, — man gieng zu Tische, und ach! Christian sah sein Mädchen nicht mehr. Tausend Unruhen, tausend Gedanken quälten ihn: — hat man vielleicht unser Verständniß entdeckt? dachte er; ist man ihr hart begegnet? hat sie ihr Vater fortgeschafft? oder ist ihr etwa gar ein unvermuthetes Unglück wiederfahren? — Solche und ähnliche Gedanken zehrten an seiner Seele. —

Eine neue Woche trat ein, und Christian wurde für diese Woche als Aufwärter bey Tische bestimmt.

Es war am zweiten Tage der Woche, als Christian im Küchenzimmerchen an der Speisenwinde klopfen hörte. Er trat hinzu, und eine fremde Stimme sagte: „Frater Christian! — diesen Brief überreichen Sie dem gnädigen Herrn.„ Die Winde drehte sich, und auf ei-

nem

nem Teller lag ein Brief. Als er das Teller aufhob, sah er, daß unter demselben noch ein anderer Brief lag, der an ihn selbst addressirt war: — er steckte ihn eilig in seinen Busen, trug den andern in das Refektorium, und übergab ihn dem Prälaten.

Christian glaubte, auf Feuer zu stehen. Endlich stand man vom Tische auf: für ihn und den Tischleser war der Nachtisch bestimmt. — Als die übrigen fort waren, gieng er auf den Abtritt, verschloß sich da, riß den Brief auf, und las:

Bester!

Wenn Sie mich so sehr lieben, als ich Sie liebe, — wie ich zu bemerken glaubte, so kommen sie heute um Mitternacht. Bey der grossen Eiche unter dem Dorfe erwarte ich Sie als Mannsperson verkleidet mit einem Bedienten und drey Pferden, und so viel Geld, als wir izt brauchen, und wir reisen dann nach Preussen zu meiner Schwester: — Kleider habe ich auch für Sie. Mit heisser Sehnsucht wartet auf Sie

Ihre

liebende Konstanzie von Kronfeld.

Christian las das Blatt zwey, dreymal und konnte es noch nicht glauben: es war ihm alles, wie ein Traum. Doch die Schrift, die er in seinen Händen hielt, überführte ihn: — er gieng ins Refektorium, aß und trank nichts, und schüzte Unpäßlichkeit vor. Der einzige Gedanke: „wie soll ich entkommen?„ beschäftigte ihn unaufhörlich. — —

Wie sollte er entkommen? Von den Fenstern hinabzuspringen, war zu hoch, denn die Novitzenwohnung war über drey Treppen. Der Noviziatgang selbst war mit doppelten Thüren, und diese mit grossen französischen Blattschlössern verschlossen, wozu nur der Novitzenmeister die Schlüssel hatte. Und hätte er auch diese zwo Thüren durchgebrochen, so war doch unten noch ein grosses Thor, und endlich das äusserste Hofthor. —

Jeder andere in dieser Lage hätte an Rettung verzweifelt: — Christian nicht: sein Geist war unermüdet, bis es ihm endlich gelang, einen Schimmer von Hofnung zu sehen.

Der Tag war zu Ende, und die Novitzen, auch Christian — begaben sich zu Bette. Alle

waren

waren in tiefem Schlafe begraben, nur Christian dachte nicht an Schlaf. Die Glocke am Klosterthurme tönte neun — zehn — eilf. Christians Herz pochte. Er stand auf: — er hatte sich nicht ausgekleidet, lies die Schuhe zurücke, schlich auf den Kreuzgang hinaus, und kam endlich zu einer Thüre, die auf den obersten Theil des Gebäudes führte. Niemand hatte an sie gedacht, und sie war nur zugelehnt. Christian öffnete sie, stieg bis an das Dach hinauf, und wandte sich dann immer rechts, bis das Gebäude zu Ende war. Hier lößte er mehrere Dachziegeln aus, bis die Oeffnung groß genug war. Er hatte einst bey einem Spaziergange bemerkt, daß an diesem Theile des Klosters ein Hügel sich erhob, worauf mehrere Eichen und Linden standen, die die Höhe des Daches hatten: diese Bemerkung kam ihm izt treflich zu statten. Er nahm ein Stück Brett, das er unter dem Dache vorfand, legte es von der Oeffnung auf einen Ast der nächststehenden Eiche, kletterte so über dasselbe auf den Baum, und kam dadurch unverlezt auf die Erde ausserhalb des Klosters. —

Wer war nun glücklicher, als er? — Um sein Glück hätte er nicht die Schätze eines Königs genommen. Er hätte die Erde vor Freude küssen mögen.

Schauervolle Todesstille lag umher. Sanft blinkte der Mond durch vorüberziehende Wölkchen; einsame Sternchen äugelten: ung! ung! ung! — tönte es in den Teichen, und weithin rauschte das Getöse des Waldstromes. — Auf den Flügeln der Liebe, und voll des seligsten Gefühls eilte Christian der angezeigten Eiche zu: ferne noch hörte er das Wiehern der Pferde, und er verdoppelte seine Schritte. —

Er war an der Eiche, und flog Konstanzien in die Arme. — Wer könnte sein Gefühl beschreiben? — Retterinn! — Schutzengel! — Göttin! — stammelte er, und schloß Konstanzien heftiger in seine Arme: — dumpf tönte die Klosterglocke zwölf. Hörst du die Glocke? sprach Konstanzie, — auf! kleide dich um! laß uns eilen! man wird uns nachsetzen, sobald man uns vermißt. — —

Christian kleidete sich um, sprang auf das Pferd, und sie wandten sich gegen Osten, um

auf

auf die Landstrasse, und von da ins Ausland zu kommen.

Sie ritten eine Strecke im Taumel des Glückes fort. Auf einer Seite sahen sie beym schwachen Mondenschein das Kloster, auf der andern Konstanziens väterliche Burg. Konstanzie sah nach ihr hin, und seufzte: — Verzeihe mir diesen Schritt, sprach sie, Vater! — Liebe ist mein Verbrechen, das ich einst wieder gut zu machen hoffe. — Am westlichen Horizonte zog schnaubend eine schwarze Wolke herauf.

Unterdessen erhob sich von Seite der Burg her ein Gebell der Hunde und Wiehern der Pferde, und ferne murrte der Donner. Horch, flüsterte Konstanzie, man vermißt mich, man sezt uns nach! fort! — die Pferde liefen heftiger. — Der Mond wurde von den Wolken verdunkelt, und das Getöse kam näher. Schon hörte man das Geschrey von Männern, und der Donner krachte immer stärker. — Endlich, um nicht entdeckt zu werden, sahen sie sich genöthigt, vom Wege abzulenken, und in dem Wald, der sich zur Linken wie ein ungeheures Meer ausbreitete, ihre Zuflucht zu suchen. —

chen. — Sie ritten eine Strecke, und das Getöse entfernte sich; — aber der Donner krachte hohl und dumpf, schrecklich leuchteten die Blitze, der Wind hauste, fürchterlich ächzten die zusammengeschlagenen Tannen, und Eulen und Fledermäuse flatterten über ihre Köpfe hin. — Izt befanden sie sich in einem Dickichte, wo es unmöglich war, mit den Pferden weiter zu kommen. Sie stiegen ab: Konstanzie schmiegte sich an Christian, er trug sie durch das Dickigt fort, und der Bediente zog die Pferde nach. Ein Blitzstrahl, und sie sahen, daß sie sich vor einem ungeheuern alten Gebäude befanden.

Konstanzie erschrack, und schmiegte sich vester an Christian. Laß uns hineingehen! sprach Christian. Diese Mauern werden der Liebe vor Sturm und Wetter Schutz geben. Sie traten durch ein weites Thor über eine Fallbrücke hinein, unter welcher sie aufgehellt vom Blitze einen schauervollen Abgrund erblickten. Sie waren in einem geräumigen Hofe, und der Sturm und der Donner raste mit doppelter Wuth. Blitz auf Blitz, und Schlag auf Schlag gieng es izt, und Feuer

und Wasser stürzte stromweise vom Himmel. Der Blitz zeigte ihnen eine Thüre, und sie giengen hinein. Jede Sekunde nahm die Wuth des Donners zu: — Gott! rief Konstanzie, und zitterte, — so sehr zürnst du auf die Liebe! — — Ein Schlag, schrecklicher, als alle vorigen, fiel; Konstanzie und Christian schlossen sich vest an einander: — das Gebäude stürzte, und verschüttete die sich Umarmenden!

Nepomuck und Wilhelmine.

Nepomuck war der Sohn eines reichen Landedelmannes in Spanien. Er hatte die Weltweisheit absolvirt, und sein Vater nöthigte ihn, daß er in einem Alter von achtzehn Jahren in ein Dominikanerkloster trat. Doch Pedanten, Bigotterie, Bosheit und Dummheit, die er hier antraf, bestimmten ihn, daß er dasselbe nach einem halben Jahre wieder verlies.

Sein Vater wurde darüber rasend, — und da er seiner Person selbst nicht habhaft werden konnte, so enterbte er ihn. —

Doch Nepomuck fand Freunde, die ihn unterstüzten, gieng auf die Universität, und vollendete, des Drucks der Mönche ohngeachtet, das Studium der Rechte und Gesetze seines Vaterlandes. Izt suchte er seinen Vater zu besänftigen, und ihn zu bewegen, daß er ihn zur Erlangung irgend einer öffentlichen

Stelle unterstützen möchte, — aber alles umsonst! — Der Zorn seines Vaters war eisern!

Er entschloß sich also, selbst sein Glück zu versuchen, machte sich auf, und wanderte der Hauptstadt seines Vaterlandes zu, um vom Könige irgendwo angestellt zu werden. Aber die Mönche waren ihm zuvorgekommen, hatten ihn als einen Menschen mit gefährlichen Grundsätzen und ohne Religion geschildert, und Nepomuck wurde abgewiesen!

Was sollte er nun anfangen? Jede Aussicht war ihm verschlossen! — Vom Könige und seinem Vaterlande hatte er nichts zu hoffen, nach Hause zu seinem Vater durfte er nicht: sein Geld war bis auf etliche Piaster aufgezehrt. Izt übermannte ihn der Schmerz, und da er seine Lage überdachte, flossen ihm Thränen aus den Augen!

Länger in der Hauptstadt zu bleiben, wo alles sehr theuer war, gestattete ihm sein Geld nicht. Er entschloß sich also, weiter zu reisen: „Ich will mein Vaterland verlassen, sprach er, das für mich kein Plätzchen hat, und wo man mir so übel mitspielte: der Himmel hat mehr Land unter sich, wo ich glücklich werden kann.„ —

Sein ihm sich gleichsam darbietender Plan war, in die nächste Stadt zu reisen, wo eine englische Werbung wäre, sich da zu verkaufen, und sein ferners Schicksal geduldig abzuwarten.

In dem Gasthofe, wo er wohnte, fügte sichs, daß den Tag vorher, ehe Nepomuck zu reisen beschlossen hatte, ein englischer Passagier abstieg, der des andern Tages früh eben nach der Stadt reisen wollte, wohin auch Nepomuck zu reisen gesonnen war.

Nepomuck suchte mit dem Engländer bekannt zu werden, um mit dieser Gelegenheit desto leichter reisen zu können. Der Passagier schien ein sehr freundlicher, gefälliger Mann, und verwilligte ihm sogleich einen Platz in seiner Chaise. Am andern Tage reisten sie ab. —

Man sprach Anfangs von verschiedenen gleichgiltigen Dingen: aber bald nahm das Gespräch eine interessantere Wendung. Der Engländer fragte Nepomuck um seine Geschäfte in dieser Stadt. — Dieser war froh, vielleicht einen theilnehmenden Freund zu finden, und entdeckte ihm seine ganze Geschichte sammt seinem gegenwärtigen Entschlusse. — Der Engländer schien Antheil zu nehmen, und lobte be-

sonders seinen heldenmüthigen Entschluß: — er machte zugleich eine ganze Deklamation von den Vorzügen des Soldatenstandes, wo ein junger Mensch von Kenntnissen am leichtesten sein Glück machen könne. Zugleich besah er immer nach der Seite, und halb verstohlen Nepomucks Grösse und seinen schönen Wuchs.

Nepomuck bemerkte es, stellte sich aber, als bemerkte er es nicht, und fieng an, zu muthmassen, wer sein Mann sey, horchte aber immer aufmerksam auf des Engländers Deklamation. Diese endigte sich endlich damit, daß er sprach: „Ich bin ein englischer Offizier, — reisen Sie mit mir, Sie sollen einst glücklich werden!„

Nepomuck hatte so etwas vermuthet: er antwortete also: „Er möchte ihm nur noch etliche Stunden Bedenkzeit lassen, dann wolle er ihm entscheidende Antwort geben.„

Wahrhaftig saß Nepomuck im tiefen Nachdenken. Es gieng ihm näher, als je; denn die Entscheidung seines künftigen Schicksals war auf dem Spiele: ein Schritt vor- oder rückwärts hätte ihn leicht ewig glücklich oder ewig unglücklich machen können. Eine Menge Ideen

drängten sich vor seine Seele: es war ihm unmöglich, einen vesten Entschluß zu fassen. Der Offizier, seiner Beute gewiß, sah immer lächelnd von der Seite auf ihn hin.

Der Engländer hatte ein artiges Bologneserhündchen bey sich in dem Wagen. Das Thierchen war gutwillig, und machte auf Befehl seines Herrn verschiedene Kunststücke. Es fehlte, und bekam dafür so derbe Streiche, daß es laut heulte, und sich winselnd zu seines Herrn Füssen schmiegte. Nepomuck wurde dadurch aus seinen Gedanken aufgeweckt, und wie ein Blitzstrahl fuhrs ihm durch die Seele, als er das arme Thierchen sah. — „So könnt' es auch mir einst ergehen, dachte er, wenn ich der Sklave eines Andern wäre!„ Weg war seine Neigung zum Soldatenstande, — er entschloß sich, lieber alles zu wagen, oder sich eine Kugel vor den Kopf zu geben. —

Die Strasse führte sie izt durch ein Wäldchen einen hohen Berg hinan: sie stiegen also aus, um zu gehen. Ein niedliches Hündchen, das aber Hunger und Koth sehr entstellt hatte, lief hinter dem Wagen her. Nepomuck erbarmte sich des Thiers, das irgend ein Frauen-

zimmer verloren haben mochte, nahm es auf, und trug es mit sich fort: — das arme Thierchen zitterte, und schmeichelte seinem Wohlthäter.

Im nächsten Dorfe stiegen sie ab, um die Pferde zu füttern und etwas zu trinken. Nepomuck nahm seinen Hund mit sich, und fragte die Wirthin: „ob sie diesen Hund nicht kenne, den er draussen auf der Strasse gefunden habe?„ Die Wirthin besah ihn: — „Herr je! rief sie, das ist der Joli der gnädigen Frau, den sie verloren, und um den sie so viele Boten ausgeschickt hat! — Tragen Sie ihn zu ihr, Sie werden eine stattliche Belohnung erhalten. — Was ist dieß für eine gnädige Frau, fragte Nepomuck, wer ist sie? — wo wohnt sie? — Herr je, — antwortete die Wirthin, kennen Sie denn die gnädige Frau nicht? — Sie heißt Donna Aemiliana, ist eine Wittfrau, hat eine grosse Tochter, o ein bildschönes Fräulein! — und einen jungen Herrn, etwa zwölf Jahre alt: ihr Herr starb vor zwey Jahren: — das wird eine Freude werden, wenn Sie ihr ihren Joli wiederbringen! — Aber wo wohnt Sie denn? — — Nun da drüben im nächsten

Dorfe, hier sehen Sie die Burg. — Wollen Sie hin? — geh, Juan, zeige dem Herrn den Weg! —

Nepomuck war froh, eine Gelegenheit gefunden zu haben, sich von dem englischen Offizier loszumachen, der ihm einst hätte Gewalt anthun können, und folgte dem Kellner: — „kommen Sie nur bald wieder! — sprach der Offizier, als Nepomuck weggieng, — Sie wissen, wir haben noch einen grossen Weg vor uns.„ Dieser versprach es, und gieng. —

Das Hündchen unterm Arme langte er auf der Burg an. Ein Kammermädchen sah ihn: — kaum erblickte sie den Joli, als sie in das Zimmer lief, und aus vollem Halse schrie: „der Joli ist da! — der Joli ist da!„ Alles, was Füsse hatte, lief heraus, um den Joli zu bewillkommen. Nepomuck machte sein Kompliment, aber man merkte nicht auf ihn. Die gnädige Frau, eine Dame von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, zwar nicht schön, aber von vieler Lebhaftigkeit, nahm ihm den Hund vom Arme, und brach in lange Klagen über sein entstelltes Aussehen aus. Man kehrte ins Zimmer zurücke, und hies Nepomuck folgen.

Tausend

Tausend Fragen wurden hier an ihn zugleich gethan. — Wie? — wo er den Hund gefunden? wie der Hund sich betragen? — wie er, Nepomuck, erfahren habe, daß er hieher gehöre? u. d. gl. und Nepomuck mußte wohl zwanzigmal vom Anfange an, die ganze mit dem Hunde sich ereignete Geschichte erzählen. Nachdem die gnädige Frau den Joli genug gekost und geküßt hatte, gab sie ihn dem Kammermädchen, daß sie ihn waschen und reinigen sollte.

Nun gieng es an den Finder selbst. Die gnädige Frau fragte ihn: wer er sey? — woher er komme? oder wohin er zu reisen gedenke? Nepomuck erzählte abermal seine ganze Geschichte, und seine itzige Lage, worüber die Dame so sehr gerührt wurde, daß sie Thränen vergoß. Bleiben Sie indessen hier, sprach sie, wir wollen sehen, ob Ihnen nicht, wenigstens bis auf bessere Zeiten, etwas zu verschaffen sey. Nepomuck nahm den Antrag an, und schickte einen Knaben in das Wirthshaus, der in seinem Namen dem Engländer danken und sagen mußte, daß er nicht mehr mit ihm reisen könne. —

Die gute Frau sezte sich zu ihm, sprach ihm Muth und Trost zu, und fieng an, recht ver-

traulich mit ihm zu werden. Aemiliana war, wie schon gemeldet wurde, noch nicht sehr alt, und noch voll Feuer und Lebhaftigkeit, und der Wittwenstand mochte ihr also viel zu früh geworden seyn. Nepomuck war schön, sein Wuchs, sein Körperbau und seine Gesichtszüge hatten etwas Edles, etwas Grosses an sich, und seine männlichen Reitze machten gleich Anfangs keinen ungünstigen Eindruck auf Donna Aemiliana. Sie entdeckte izt auch noch ein edles Herz — und einen gesunden Menschenverstand bey ihm, und fieng an, ihn, wo nicht zu lieben, — doch sehr zu schätzen.

Unterdessen kam Wilhelmine mit ihrem kleinen Bruder Fernandez von einem Spatziergange zurücke. Komm her, Fernandez! sprach Aemiliana, danke diesem Herrn! — er hat dir deinen Joli wiedergebracht! — Der Kleine lief voll Freundlichkeit zu Nepomuck, nahm ihn bey der Hand und dankte ihm. Wilhelmine machte eine anständige Verbeugung, und gieng, sich umzukleiden. Dieß war meine Tochter, sprach Aemiliana, und dieser ist mein Sohn.

Wilhelmine kam in das Wohnzimmer zurücke. Nepomuck staunte über ihre Reitze: er

hatte

hatte das halbe Spanien durchgereist, aber so ein Mädchen hatte er nie gesehen. Er hatte seine Augen nicht mehr in seiner Gewalt, sie folgten, so wie sein Herz allenthalben der reitzenden Göttinn. — Nicht durch des Feuers Gewalt gedreht, sondern von der Natur selbst geformt, kräuselten sich ihre Locken den Nacken hinunter, und ein rosenfarbenes Band hielt sie von der Huldgöttinn Stirne zurücke. — Ihr Auge war rein und hell, und schmachtend wie des Mondes Flimmer in der einsamen Sommernacht. Ihre Wangen glichen der späten Abendröthe, wenn der Sonnenstrahl schwach noch die fernen Wolken färbt, und die Sternchen längst vom Himmel äugeln. An ihrem Busen, der voll, wie die Traube am Weinstocke, Entzücken winkte, blühte ein Nelken- und Levkoiensträußchen. Schlank war ihr Wuchs und majestätisch schön, und ihr Gang wie der Gang der Venus auf der Insel Paphos, als ihrem Fußtritte Rosen entkeimten. — Doch, indem ich ihre Reitze aufzähle, entstelle ich sie. —

Aemiliana war fortgegangen, der kleine Fernandez mit ihr, um nach dem kleinen Joli umzusehen. Wilhelmine saß bey ihrer Arbeit;

Nepomuck war in stillem Anschauen versunken, und getraute sich kein Wort zu reden. Jemehr er sie betrachtete, desto mehrere Reitze entdeckte er. Wilhelmine sah auf, und blickte ihn an, schlug aber die Augen sogleich wieder nieder, und wurde roth: mit Nepomuck drehte sich alles im Kreise herum. —

Aemiliana kam zurück, Joli am Arme, der kleine Fernandez ihr zur Seite, sie nahm Wilhelminen mit sich in ein Nebenzimmer. Nach herlichen Minuten kamen alle drey wieder heraus. — Wir haben für Sie gesorgt, sprach die Mutter, wenn Sie unsern guten Willen annehmen wollen. — Sie haben durch Ihre gnädige Aufnahme, antwortete Nepomuck, mich Ihnen so sehr verbindlich gemacht, daß Ihr Wille mir jederzeit eine heilige unverletzliche Pflicht seyn wird. — „Gut, — erwiederte Aemiliana, verstehen Sie Sprachen?„ — Latein, war die Antwort, Englisch und Französisch, so viel man im Umgange nöthig hat. „Auch Musik?„ — Zu dienen, — ich spiele die Violin und die Harfe. Vortrefflich, fuhr Aemiliana fort, — Sie sind der Mann, den ich mir längst wünschte. — Unterrichten Sie

meinen

meinen kleinen Fernandez in den Sprachen und den übrigen nöthigen Wissenschaften, — meine Tochter aber im Harfenspielen; — für Ihre Belohnung, — für Ihre Bedürfnisse und Bequemlichkeiten zu sorgen, werde ich mir die Ehre vorbehalten; — Sie sollen gewiß mit mir zufrieden seyn. —

Welch ein Glück für Nepomuck. Seiner bösen Lage war nun mit einemmale abgeholfen, er befand sich in einem Hause, wo er geschäzt und geehrt wurde, — war Lehrer des reitzendsten aller Mädchen! — und hatte sich um kein Lebensbedürfniß, nicht um das geringste zu bekümmern. Er beneidete keinen Fürsten, — keinen König. —

Fernandez schäzte und liebte seinen Lehrer, und nahm deswegen in kurzer Zeit in allen Sprachen ausserordentlich zu.

Wilhelminen gab Nepomuck täglich am Abend eine Stunde im Harfenspielen. Wie süß, und doch auch, wie peinigend war ihm diese Stunde! — Er saß an ihrer Seite, entdeckte täglich neue Reitze seiner Schülerinn, und wenn er ihre Finger zurecht wies, fuhr's ihm durch alle Glieder. Seine Leidenschaft zu ihr

wurde täglich stärker, und endlich so heftig, daß er manchmal in tiefe Schwermuth verfiel. Welche Quaal für ihn, wenn ihn das liebe Mädchen ängstlich fragte: „warum er so niedergeschlagen sey?„ und er ihr die wahre Ursache verhehlen mußte!

Unterdessen war auch Wilhelminen ihr Lehrer nicht gleichgiltig geblieben. Es war ihr so wohl, wenn er bey ihr — und wieder so wehe, wenn er abwesend war: wenn etwas, auch nur eine Kleinigkeit, durch seine Hände gegangen war, so zog sie es schon aus dieser Ursache allem Uebrigen vor: — sie liebte ihn, und durfte es weder sich, noch jemand anderm gestehen.

Wilhelmine mahlte sehr gut in Mignature. Eines Tages kam Nepomuck auf ihr Zimmer, um sich ein Lesebuch von ihr auszubitten. Doch Wilhelmine saß so vertieft in Gedanken an ihrem Pulte, daß sie den eintrettenden Nepomuck nicht bemerkte. Nepomuck schlich sich hinzu, um sie zu necken: — er sah ihr über die Achsel, und erblickte sein Portrait in Mignature, zum Sprechen getroffen. Izt erst bemerkte sie Jemanden hinter sich, fuhr zusammen,

men, steckte das Bild eiligst in den Busen, wurde Feuerroth, und stand auf. — „Wie Sie mich erschreckt haben!„ sprach sie, als sie Nepomucken sah. — Was beschäftigte denn Ihre Aufmerksamkeit gar so sehr, gnädiges Fräulein? erwiederte Nepomuck. — Was? — versezte sie, — ein angenehmer Gegenstand mus es wohl gewesen seyn. — Izt hörten sie die Mutter mit Fernandez draussen, und Nepomuck mußte sich entfernen.

Ich sagte: „Nepomuck mußte sich entfernen.„ Dieß m u ß t e wird meinen Lesern einleuchten, wenn ich ihnen Nepomucks Lage in Rücksicht der Donna Aemiliana erklärt haben werde. Der erste geistige Eindruck, den Nepomuck auf sie gemacht hatte, war durch den täglichen Umgang nicht gesunken, sondern bis zu einem hohen Grade von Liebe gestiegen. Sie entdeckte ihm einst ihre Leidenschaft und bot ihm ihre Hand sammt allen ihren Gütern an. Wie staunte Nepomuck bey diesem Antrage! Er schäzte und verehrte die Donna; aber lieben konnte er sie nicht, denn sein Herz besaß längst Wilhelmine. Er machte ihr Einwürfe in Ansehung ihrer Heurath, aber sie widerlegte

ihm alle mit vieler Fertigkeit; — endlich bat er sie um einige Wochen Bedenkzeit zu einem so wichtigen Schritte, und Aemiliana gestand sie ihm zu. —

Während dieser Zeit also war es, wo sich der oben beschriebne Auftritt ereignete. Nepomuck kannte die weibliche Eifersucht und ihre manchmal schrecklichen Folgen, und hütete sich also, so viel er konnte, um Aemilianen keine Gelegenheit dazu zu geben. Wilhelmine wußte von allem nichts. —

Ostwärts der Burg war ein prächtiger Garten, der sich mit einem angenehmen Tannenwäldchen endigte. Dieses Wäldchen war romantisch schön, wohl für Liebende geschaffen. Es herrschte da angenehme Kühle, und die feierliche Stille wurde nur durch des sanften Zephyrs Wehen, oder durch das Girren verliebter Nachtigallen, oder durch das Geschwätze der Quelle, die durch das Wäldchen über Kiesel fortrieselte, gestört. — Verschiedene Statuen von Göttern und Göttinnen, und Lauben und Grotten, worinn alte Göttergeschichten und Geschichten unglücklich Liebender in Marmor ge-

hauen

hauen waren, machten diesen Ort dem Olympe gleich. —

Hieher war Nepomucks liebster Spaziergang. Manchmal saß er bey der Abenddämmerung in einer der Grotten, hatte seine Harfe zur Seite, und begann ein Lied nicht minder rührend und mächtig, als die Lieder des Orpheus, die, der mythologischen Wahrheit zufolge, reissende Thiere zahm, und die Eichen und Tannen sich bewegen machten.

Der Abend war kühl und einladend: — schon sank die Sonne hinter die westlichen Gebirge, und vergoldete nur noch die Spitzen der Tannen — der Gebirge — den Saum zerstreuter Wölkchen. Von Osten zog die Dämmerung her, der Abendstern glänzte, und die volle Scheibe des Mondes schlich sich über die östlichen Berge, blickte izt nur halb durch eine Vertiefung der Bergspitze, und kam endlich völlig über die Tannen herauf. Es wurde feierliche Stille: ausgesungen hatte die Amsel ihr Abendlied, und legte ihre Flügel zum Schlafen im wärmenden Neste zurechte. Nepomuck war in einer Grotte, und betrachtete in wehmüthiger Stimmung seines Herzens die

einschlaf-

einschlaffende Natur. In der Grotte selbst war die Geschichte des Theseus mit Ariadnen in Marmor gehauen. Fern auf den Wogen schwamm das Schiff des Theseus: Ariadne lag auf der Spitze eines Felsen auf der Insel Naxos, sah dem treulosen Theseus nach, und rang die Hände. Nepomuck erblickte den Stein, den des Mondes Licht erhellte. — „Ariadne, sprach er und seufzte, — Unglückliche! — ich bedaure dich! Treulos verlies dich Theseus! — o möchte doch Wilhelmine Ariadne seyn! — bey Gott! ich wäre kein Theseus. — Bey diesen Worten sprang Wilhelmine aus einem nahen Gebüsche. — „Wilhelmine, rief sie, ist Ariadne, sey du kein Theseus!“ —

Nepomuck hielt sie vest in seinen Armen, und sank mit ihr auf eine Rasenbank hin. — O welches Glück! — stammelte er, — englisches Mädchen! — ist es Wirklichkeit? — kein Traum? — habe ich dich wirklich in meinen Armen? — liebst du mich wirklich? — „Ob ich dich liebe? versezte Wilhelmine, und schmiegte sich vester an ihn, — ob ich dich liebe?„ — Daran kannst du noch zweifeln? — wüßtest du, was ich deinetwegen litte, da ich

meine

meine Leiden nicht einmal entdecken durfte: — o! geheime Liebe, die man so in sich selbst zurücke drängen mus, ist ein nagender, tödlicher Wurm an Gesundheit und Leben! Daher, Lieber, verzeihe mir den Vorsprung, meine zu heftige Liebe machte ihn; das Herz bekümmert sich nicht um die Etiquette unsers Geschlechts. „ —— Ich dir vergeben? — o! das Uebermaas von Glück und Seligkeit drückt mich zu Boden, — macht mich Sinnlos! — Hier umarmten sie sich inniger, und küßten sich feuriger. — Sanfter blinkte der Mond auf sie, leiser wehte der Zephyr, stiller rieselte die Quelle, und die seligen Geister sahen ihre Küsse, und freuten sich des Meisterstückes der Liebe. —

Aber — ach! so selten wahre — reine Liebe unter den Sterblichen ist, — so kurz, so leicht dahin schwindend ist meistens ihr Glück! —

Nepomuck erzählte Wilhelminen seine Lage mit ihrer Mutter. Wilhelmine weinte. — „Wenn die Mutter Nebenbuhlerinn ist, seufzte sie, wird nicht die Tochter zurücke stehen müssen? Ich Unglückliche! — Warum verschloß ich meine Liebe nicht? warum nahm ich

sie nicht mit mir ins Grab? — Ja, heurate meine Mutter, ich will gern deine Tochter seyn: — ich will den Geliebten vergessen, und den Vater nur lieben, aber auch nie, nie einem Manne mehr mein Herz geben!„ O Mädchen! Geliebte meines Herzens! versezte Nepomuck, — so grausam kannst du nimmermehr seyn! — Zwar schäze und verehre ich die gnädige Frau, aber solange eine Wilhelmine lebt, habe ich kein Herz für eine andere! — Er schloß sie in seine Arme, und seine Lippen weilten lang auf den ihrigen. —— „Gott! meine Mutter! rief Wilhelmine auf einmal, riß sich los, und sprang auf — meine Mutter! dort geht sie, — gewiß, sie hat uns gesehen, hat uns behorcht! — Ich Unglückliche! was wird aus mir werden! — Nepomuck suchte sie zu beruhigen, und sie kehrten auf ihre Zimmer zurücke.„ —

Man gieng zu Tische, und Donna Aemiliana war munterer, als sonst. Nepomuck schloß daraus, daß ihr die Szene im Garten nicht bekannt seyn müsse; — aber Wilhelmine, die ihre Mutter in dergleichen Fällen besser kannte, zitterte für die Zukunft. —

Am

Am andern Morgen machte Nepomuck unbekümmert seinen gewöhnlichen Spaziergang mit seinem Zöglinge Fernandez. Zu Mittags bey Tische sah er Wilhelminen nicht! Aemilianens Munterkeit war die nämliche. Als er sie wegen des gnädigen Fräuleins Abwesenheit befragte, erhielt er zur Antwort: Sie habe wegen Familienangelegenheiten eiligst zu einem ihrer Anverwandten reisen müssen. — Nepomuck glaubte ihren Worten. —

Täglich harrte er Wilhelminens Rückkunft mit Sehnsucht entgegen; — aber sein Harren war ohne erwünschte Folge. Er fieng an zu muthmassen, Aemiliana habe ihre Tochter auf irgend eine Art aus Eifersucht entfernt. — Aber Aemilianens beständig sich gleiche Heiterkeit vom Tage der Abwesenheit Wilhelminens bis izt machte diese Muthmassung wieder zu nichte: — er rieth hin und her, und errieth — nichts! —

Die gegebene Bedenkzeit war zu Ende, und Aemiliane drang auf entscheidende Antwort. Nepomuck versprach sie auch zu geben, — aber nur mit der Bedingniß, wenn sie ihm die wahre Ursache von Wilhelminens langer Ab-

wesenheit entdecken würde. — Und die Antwort war, „sie habe geheurathet.„ — Geheurathet? versezte Nepomuck; — nein! geheurathet hat — sie gewiß nicht. — Warum wäre denn dieß so auf einmal, so im Stillen, im Verborgenen geschehen? — „Nun, sprach Aemiliane, weil sie es denn durchaus wissen wollen, so will ichs Ihnen nicht länger mehr verhehlen, was Liebe zu Ihnen gethan hat. — Sie erinnern Sich doch wohl noch der Szene in jener Grotte mit meiner Tochter?„ — Nepomuck wurde bleich wie der Tod. — „Ich sah sie aus einem Gesträuche mit an, fuhr die Donna fort, hörte jedes Wort, und errieth nun gar wohl die Ursache, warum Sie meine Anträge zwar nicht geradehin ausschlugen, doch die Antwort darauf zu verzögern suchten. Um mir also dieses Hinderniß Ihrer Liebe, meine Tochter, und zugleich meine Nebenbuhlerinn, aus dem Wege zu schaffen, gab ich sie in ein Kloster. — Ich aber biethe Ihnen noch einmal meine Hand sammt allen meinen Gütern an.„

Nepomuck war ausser sich. — Wilhelmine im Kloster? rief er, — und ich die Ursache? —

o Don-

o Donna Aemiliana, wenn je meine Bitten etwas bey Ihnen vermochten, o so bitte ich Sie hier auf meinen Knieen, machen Sie Ihr Kind nicht unglücklich! — nehmen Sie Fräulein Wilhelminen aus dem Kloster zurück! — Dann, — ja — dann — will ich Ihnen gern mein Herz zum Opfer bringen. — — „Mein Lieber, antwortete Aemiliane, das kann nicht mehr seyn, — es ist schon zu spät.„ — Kann nicht mehr seyn? rief Nepomuck, — ist schon zu spät? — und Sie sind Mutter? — Ich danke Ihnen für Ihre menschenfreundliche Aufnahme, für Ihre Unterstützung; — aber ich verabscheue Ihre Hand sammt Ihren Gütern. — Wenn Sie grausam genug sind, als Mutter die lautesten Pflichten der Natur zu verläugnen, und auf ihre Stimme nicht zu horchen, — was würden Sie als Gattinn thun? — Er lies sie stehen, eilte auf sein Zimmer, packte die ersten Nothwendigkeiten zusammen, und war, alles Zuredens ungeachtet, in einer Stunde fern von Aemilianens Burg. —

O Wilhelmine, rief er, als er allein war, — Wilhelmine! — also durch mich, — durch meine Liebe mußtest du unglücklich werden! — O wo bist

du? — in welcher Gegend der Erde? — vielleicht sitzest du eben izt in deiner einsamen Zelle — weinst, und seufzest umsonst den Gefühllosen Mauern zu, und denkst an mich! — O Sonne, die du den ganzen Erdenball bescheinst, — o sage mir, wo, — wo ist meine Wilhelmine? — ich will hineilen, will sie retten, — will sie zurückereissen, und sollte sie sich schon jenseits des Lethe — schon innerhalb der vom dreykôpfigten Ungeheuer bewachten Pforte befinden! — —

Ohne eine Speise oder Getränke zu sich zu nehmen, eilte er den ganzen Tag fort, ohne zu wissen, wohin? — Der Abend war da, und die Nacht brach mit Riesenschritten herein. Schon hellte kein Strahl des Mondes den Horizont mehr, kein Sternchen äugelte, dicke Finsterniß belastete schwer die ganze Natur weithin. — Hier stand Nepomuck, und starrte in das grause Dunkel hin: der Wind schwirrte über die Haide, und heulte im nächsten Walde; — das Mordgeheul der würgenden Eule tönte Uho, — Bubo — und der ferne Waldstrom rauschte majestätisch. Nepomucks Kräfte waren erschöpft, — seine Füsse wund, — er verzwei-

zweifelte, bey solcher Finsterniß einen Ort, eine Hütte, die ihn aufnehmen, und vor Wind und Regen schirmen könnte, — zu erreichen, und beschloß, im nächsten Wald in irgend einem Gebüsche seinen müden Gliedern Ruhe zu verschaffen. —

Indem er gehen wollte, hörte er Seitwärts den Klang eines Glöckchens. Um wo möglich Licht zu erblicken, sammelte er seine Kräfte, und bestieg eine Anhöhe. Er entdeckte auch wirklich ein Licht in einem Thale, auf das er sogleich über Haiden, Felder und Wiesen zueilte. —

Bald entdeckte er einen Flecken. Er gieng hinein, aber da regte sich keine Seele: nur zuweilen bellte ein Hund, die Katter miauten, die Fahne am Dache klirrte, die Dachziegel rasselte vom Kirchdache, und des Nachtwächters rauhes: „Hat Eilf geschlagen„ tönte in die Nacht hin. —

Nepomuck trabte langsam einige Strassen durch, und kam an ein grosses Gebäude, das er für ein Kloster hielt. — Hier sezte er sich auf einen Stein, legte sein weniges Gepäcke neben sich auf die Erde, und überlies sich seinen Gedanken. — Also auch hier ein Kloster? sprach er zu sich selbst, — auch dieß ein Grab

der Menschheit? — O in welchem wird Wilhelmine ihre Tage verseufzen. — Hätte ich doch Stärke und Allgewalt in meinem Arme, jedes dieser Denkmäler der Schande der Menschheit niederzustürzen, und vom Grunde aus zu vertilgen! — —

Ein Aechzen, das er aus der Erde herauf zu vernehmen glaubte, machte ihn aufmerksam; — er gieng begierig demselben nach, und blieb bey einer Oeffnung in der Erde neben dem Gebäude stehen. Izt hörte er deutlich das Seufzen und Jammern eines Menschen. Er legte sich auf die Erde, und rief in die Oeffnung: Komm näher, wer du auch immer bist! — bedarfst du irgend einer Hilfe, so sprich! — ich bin bereit, sie dir zu leisten. — „O wenn du ein menschliches Wesen bist, antwortete schwach eine Stimme, — wenn du Herz und Gefühl hast, so erbarme dich einer Unglücklichen, die innerhalb dieser fürchterlichen Mauren ihre Tage verseufzen mus?„ — Gott! — schrie Nepomuck, — Wilhelmine! — Du, du bists? Du hier? — o Himmel und Erde und Elemente! — leihet mir eure Kräfte, daß ich sie retten, daß ich diese Mörderhöhle zermalmen

kann! —

kann! — „Wer nennt meinen Namen? versezte Wilhelmine, — giebt es denn auf der Oberfläche der Erde noch Jemanden, der sich des verstossenen unglücklichen Mädchens erinnert!„ — Ja, — ich lebe noch, sprach Nepomuck, habe noch einen Arm, und Kräfte darinn, mit denen ich die Hölle selbst stürmen wollte. — Oder glaubst du wohl, Nepomuck könne seine Wilhelmine sobald vergessen? — Auf! du must gerettet werden, und sollten sich mir auch alle Kräfte der Natur widersetzen! — „O Nepomuck, Nepomuck, sprach Wilhelmine, du mein Retter? — mein Erlöser?„ — —

Wie rasend riß Nepomuck rings um die Oefnung her die Pflastersteine auf, und grub die Erde mit den Fingern hinweg; — aber die Quatersteine der Oefnung standen zu tief, und waren mit eisernen über das Kreutz gelegten Stangen vest aneinander geklammert. Er nahm also einen harten Pflasterstein, und schlug damit so lang und so heftig auf die Quatersteine los, bis sie zersprangen, und er sie Stückweise sammt den Stangen herausheben konnte. Er rief Wilhelminen, nahm sie bey der Hand, und zog sie herauf. Die Oefnung kam aus

der Gruft, wohin sich Wilhelmine, um zu sterben, begeben hatte. —

Wer kann den Seelenzustand beschreiben, worin sich beide umarmten? — Ewig bist du nun mein, rief Nepomuck, ewig! — keine Macht soll dich mehr von mir reissen! — Weg mit dem Schleier, dem unseligen Denkmal der geschändeten Menschheit! — Er zerriß ihn in zwey Stücke, und warf ihn weit von sich. —

Weit in die Nacht hin, durch viele Gassen war das Getöse von Nepomucks hammernder Faust gedrungen, und hatte die nächsten Einwohner vom Schlafe erweckt; auch einige Nonnen hatten es gehört, und als sie Wilhelminens Zelle offen fanden, machten sie Lärmen. — „Hörst du das Getöse? flüsterte Wilhelmine, laß uns eilen! — „ Der Tumult wurde grösser, und die Nonnen schrieen zu den Fenstern heraus: „zu Hilfe, zu Hilfe! Diebe! — sezt ihnen nach! — holt sie ein! — dort in jener Gasse! — „ Alles kam in Aufruhr, alles lief halb angekleidet, mit Prügeln und Stangen bewafnet herzu. Nepomuck nahm Wilhelminen auf die Arme, und schleppte sie fort. Man sezte ihnen nach und holte sie ein. Gleich einer

ner Löwinn, der man die Jungen geraubt, schlug er um sich; — aber er wurde endlich von der immer wachsenden Menge übermannt, Wilhelmine von ihm gerissen, beide in abgesonderte Kerker geworfen, und des andern Tages der Inquisition übergeben.

Welch eine Lage für Nepomuck! — vor wenigen Stunden so glücklich, und izt so elend! — Gern hätte er indessen alle Beschwernisse seines Kerkers getragen, hätte er nur Wilhelminens Schicksal, hätte er sie frey und glücklich gewußt; — aber diese Ungewißheit folterte ihn bis zur Verzweiflung. —

Die Inquisition machte nicht viele Umstände. Nepomuck hatte das Heiligthum geschändet, — hatte einen Gottesraub begangen: — er war des Todes würdig. — Eines Tages kam ein Dominikanermönch sammt einem Kerkerknecht zu ihm, um ihm sein Urtheil anzukünden, und ihn zum Tode zu führen. — „Dein Verbrechen weißt du, sprach er, — komme, der Scheiterhaufen erwartet dich!„ — Nur noch eine Bitte! versezte Nepomuck, — was ist aus Wilhelminen geworden? — „Sie steht schon vor dem Richterstule Gottes, antwortete

der

der Mönch, und klagt dich als ihren Verführer an.„— Wilhelmine todt? schrie Nepomuck, und rasselte fürchterlich mit seinen Ketten, — Wilhelmine todt? und ihr habt sie gemordet? — o wenn noch ein gerechter Gott im Himmel ist, so flehe ich zu Ihm: nimm mir diese Ketten ab, und gieb mir Stärke, daß ich die ganze Brut, die unter der Maske der Religion ungestraft mordet, erwürgen kann! —— Man mißhandelte ihn, und er sprach kein Wort mehr, als: beschleuniget meinen Tod! — mich bindet nichts mehr an das Leben. —

Man führte ihn zum Scheiterhaufen hinaus, und er bestieg ihn mit vieler Geistesgegenwart. Eine ungeheure Menge gaffenden Pöbels stand allenthalben herum, um ihre Augen an diesem schönen!! Schauspiele zu weiden, und dem Ketzer und Gottesräuber zu fluchen. — Der Scheiterhaufen wurde angesteckt. — Wilhelmine! rief Nepomuck, und sah zum Himmel auf, — Wilhelmine! — ich komme! — Sprach es, und wurde von dem aufwirbelnden Rauche erstickt! —

O Menschen, — was seyd ihr geworden? —

Wolfgang und Mariane.

Wolfgang war ein edler Jüngling: die Gutherzigkeit leuchtete ihm aus den Augen, — er wünschte allen Menschen wohlzuthun. Seine Fehler waren: zu rasche Phantasie, und zuviel Schwärmerey. — Diese waren auch die Grundursache aller seiner künftigen Schicksale. —

Er war neunzehn Jahre alt. Noch hatte er nicht geliebt, aber izt fieng er an, diesen allbelebenden thätigen Trieb zu fühlen, der schon so viele gute Seelen unglücklich gemacht hat. — Der Gegenstand seiner Liebe war ein zwar schönes, — aber flatterhaftes und leichtsinniges Mädchen, wie so viele ihres Geschlechts, die den in der Liebe noch unerfahrnen Jüngling mit ihren Reitzen so sehr zu bestricken wußte, daß Wolfgang ohne sie kaum mehr leben zu können wähnte.

Zur Schande des weiblichen Geschlechts gibt es leider! Mädchen, die aus der Koquetterie

Profession machen, die sich angelegen seyn lassen, nur recht viele Mannspersonen mit ihren Reitzen zu bezaubern, und dann des Besiegten zu lachen, und ihn treulos zu verlassen.

Auch Wolfgangs Geliebte war Koquette. Als sie sah, daß er besiegt zu ihren Füssen liege, verlachte sie ihn. —

Wolfgang bemerkte ihre zunehmende Kälte, ohne sich die Ursache derselben erklären zu können. — Er versuchte alle Mittel, sich gefällig zu machen, oder wenn irgend ein Mißverständniß zum Grunde liegen sollte, dasselbe wegzuräumen, — aber vergebens! die Folge war allemal ein noch grösserer Grad von Kälte.

Wolfgang härmte sich darüber, und verfiel in eine tiefe Melancholie: — er floh alle Gesellschaften, — alle öffentlichen Spatziergänge, und überlies sich ganz seinem Grame.

Am nächsten Sonntage war Vauxhall in einem grossen Garten vor der Stadt. Den Tag zuvor besuchte ihn einer seiner Freunde, und fragte ihn: „ob er wohl daran Antheil nehmen werde?„ — Wolfgang verneinte es; — aber jener hörte nicht auf, in ihn zu dringen,

bis er endlich versprach, Abends spät einen Spatziergang hinaus zu machen.

Er hielt auch Wort, und fand sich am Abende in dem Garten ein. — Alles athmete hier Munterkeit und Freude: auf allen Rasenbänken, in allen Lauben sassen Jünglinge und Mädchen, in Wein und Liebe versunken, und die Musik im Tanzsaale lärmte. Dieß alles harmonirte mit Wolfgangs itziger Seelenlage nicht, und er dachte auch deswegen den Garten bald wieder zu verlassen. — Doch um seinem Freunde zu zeigen, daß er sein Wort gehalten, begab er sich in den Tanzsaal, weil er ihn dort zu treffen hofte. Alles flog in den glänzenden Reihen herum. Wolfgang erinnerte sich an seine Lage, und seine Schwermuth stieg zum höchsten Grade, da er seinen Freund nicht sah. Er verlies den Tanzsaal wieder, und begab sich in die äusserste Ecke des Gartens, wo er Niemanden anzutreffen hofte. Er gieng hier einige Zeit auf und ab, bis er endlich in einer fernen Laube ein Frauenzimmer neben einem Jünglinge sitzen sah, und ihre Küsse — hörte. Voll Unwillen, daß er auch hier nicht allein sey, beschloß er, den Garten

ganz

ganz zu verlassen. Als er weggehen wollte, rief man ihm aus der nämlichen Laube bey seinem Namen, — Wolfgang blickte auf, und erkannte izt erst in der Mannsperson seinen Freund. —

Er gieng hinzu, und das Frauenzimmer war — seine Geliebte! — Er glaubte versinken zu müssen, doch nahm er all seine Besinnungskraft noch zusammen, — aber sein Lachen bey dem niedrigen Scherze seines Freundes war bitter. — Wissen Sie schon, sprach er endlich, von meinem und unsrer Freunde Vorhaben? — „Von welchem Vorhaben?„ antwortete jener. — Unser Mehrere, fuhr Wolfgang fort, sind in eine Gesellschaft getretten, und werden nächstens ein Originalschauspiel unter dem Titel: die Treulosen — aufführen. — Zwey der Hauptrollen gehen uns unterdessen noch ab, die zu vertheilen ich Vollmacht habe, und die ich Ihnen beyden, wenn Sie uns die Ehre geben wollen, zugedacht habe. — Sie, mein Freund, machen die Rolle dessen, der seines Freundes Geliebte zur Treulosigkeit verleitete, und Sie, Mamsell, machen die erste Hauptperson, die Treulose

selbst.

selbst. — Ich hoffe, es soll gut ausfallen. — Das Frauenzimmer wurde über und über roth, denn sie konnte nicht entscheiden, — ob dieß Ernst, Spaß oder Anspielung auf ihr Betragen sey? — Dieses ist meine lezte Freude in der Welt, fuhr er fort, denn gleich nach Aufführung des Schauspieles werde ich ins Kloster gehen. Sein Freund lachte, denn dieß hielt er zuverlässig für Spaß. — „O ja, thun Sie das," sprach das Frauenzimmer etwas beissend, — werden Sie ein Franziskanermönch! — wenn Sie auf die Kollektur zu mir kommen, werfe ich Ihnen auch etwas in Ihren Zwergsack. —„

Diese Rede verfehlte ihren Zweck nicht, — sie schnitt dem guten Jüngling eine tiefe Wunde ins Herz: er konnte kaum die Thränen zurücke halten, und begab sich aus dem Garten. Die Klosteridee, die ihm zufälliger Weise beygefallen war, fieng nun wirklich an, seine Seele im Ernste zu beschäftigen. Was soll ich in der Welt machen? sprach er zu sich selbst, wo es nichts als Treulosigkeit giebt? — Nein, ich will mich von ihr trennen! will nichts mehr von ihr wissen! — will fern von den Menschen,

O unbe-

unbekannt, und — meinetwegen auch unbetrauert meinen Todestag erwarten, und die Stunde grüssen und segnen, die mich aus meiner Zelle abruffen wird. — Sein Entschluß war gefaßt: — er reiste ins Kloster, versprach den Mönchen all sein Vermögen, und wurde aufgenommen und eingekleidet. —

Hier sieht man abermal die Folgen unsrer fehlerhaften Erziehung. So lang der Jüngling studirt — das heißt, — so lang er der Zuchtruthe, dem Eigensinne und dem Despotismus der Mönche untergeben ist, ist es ihm auf keine Weise erlaubt, sich in der Welt, wohin er einst tretten soll, umzusehen, oder sie und ihre Bewohner kennen zu lernen. Entrinnt er dann der Proselytensucht der Mönche, — kommt er in die Welt, dann befindet er sich in einem fremden Elemente, das ihm eben so wenig gedeihen will, als den Fischen das veste Land und die Luft. — Man verlacht ihn, hält ihn für einen Düpe, übervortheilt ihn nach beliebiger Dosi; — er hingegen hält jeden Menschen beym ersten guten Scheine für einen Engel; sobald sich aber ein Mitbruder oder eine Mitschwester von einer entgegengesezten Seite zeigt, hält er das

ganze

ganze Menschengeschlecht auf einmal für bös, wird ein unheilbarer Misanthrop, und macht sich meistentheils selbst für seine ganze Lebenszeit unglücklich. —

Wolfgang glich nun einem Todten: gleich als hätte er keine Sinne, keine Empfindung, trug er alle die klösterlichen Beschwerden und Unannehmlichkeiten mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit. Er lies sich alles gefallen, that alles, und bat um nichts, als um einen baldigen Tod.

Das Noviziat war um, und Wolfgang that Profeß. Zwar wollte sich sein Herz dagegen sträuben, aber er drückte jede Regung desselben gewaltsam zurücke. Wenn er an seine ehemalige Geliebte dachte, und seine itzige Lage mit der vorigen verglich, dann nahm er seine Violin, um seinen Schmerzensgefühlen Luft zu machen, — dann folgten Ströme von Thränen, dann fühlte er sich ermattet und entkräftet, und dann legte er sich zu Bette mit dem heissen Wunsche, nicht wieder zu erwachen. Aber die Glocke schellte, und Wolfgang mußte wieder in die beschwerliche Mette gehen.

Umsonst versucht Bigotterie, Fanatismus und schiefer Religionseifer die von der weisen Vorsicht zum Besten der Menschen tief in unser Herz geprägten geselligen Triebe, die Triebe der Liebe und Freundschaft zu vertilgen. Wohl gelingt es jener scheuslichen Race manchmal, diese Triebe einzuschläffern, aber nicht lang, so erwacht die gekränkte Natur, und macht ihre Rechte bey denen fürchterlicher geltend, die sie verläugnen wollten. Spräche sonst nicht der Endliche des Unendlichen weisen Absichten Hohn? —

So wie Wolfgang an Jahren, so nahm auch sein Eckel an klösterlichen Einrichtungen und Beschäftigungen zu. Das immerwährende Einerley, der Despotismus, und die Sklaverey im Denken und Handeln, der immerwährende lärmende Chor, das ewige Stillschweigen, die fortdauernde Einsamkeit, Haß, Neid und Verfolgung der übrigen Mönche vermehrten sein Mißvergnügen zu einem hohen Grade. Er sah, daß er durch seinen Entschluß der Treulosigkeit und Bosheit nicht entronnen sey, sondern sich nur noch mehr in ihrem Netze verwickelt habe, und fieng an, den Verlust seiner Freiheit, des köstlichsten Gutes des Menschen,

stark zu fühlen. Izt erst bereute er seinen übereilten Entschluß, und wünschte sich in seine vorige Lage zurücke. Aber es war zu spät! die Ketten, mit denen er gebunden war, waren unauflöslich! —

Warum ist doch Erfahrung vielen Sterblichen so ein Gut, das so oft mit eigenem Schaden, und meistentheils zu spät erkauft werden mus? — Warum benutzen doch die meisten jungen Leute die Erfahrungen Anderer so wenig, die sie zu ihrem Besten aufgezeichnet haben?

Bisher hatte Wolfgang immer gewisse Regungen seines Herzens als ein Märtyrer bekämpft, — aber ferner war es ihm nicht mehr möglich. — Seine Philosophie, seine Vernunft mußte seinem Herzen weichen. Er fühlte es heftiger, als je, daß das weibliche Geschlecht erst die Erde zum Eden umschaffe, daß sie der Talisman seyen, uns die innigste Liebe zum Leben zu entlocken. — Und bin denn nicht auch ich Mensch, dachte er nun oft, — bin denn nicht auch ich Bürger dieser Erde? warum soll ich das vermissen, was für Alle geschaffen ist? —

Wer Klöster, klösterliche Einrichtung und Denkart kennet, der wird es wissen, wie elend darin ein junger Mensch mit diesen Grundsätzen ist, wo sich alles wider die Natur sträubt, wo Gewissen und Hölle immer Popanz ist, obwohl man selbst lau und nachläßig lebt! — Welch eine Marter, anders denken und anders handeln zu müssen! — Wie leicht ist es daher zu begreifen, daß die besten Jünglinge in Klöstern Heuchler und Scheinheilige werden müssen? — Wo eigene Natur und Religionszwang, — oder vielmehr, klösterlicher Unsinn im ewigen Widerspruche miteinander stehen? —

Wolfgang war unglücklich, und er fühlte auch sein Unglück: er sah das leere, oft unsinnige Cärimoniel mit dem Namen Religion fälschlich belegt, durch, er sah, daß das höchste Wesen dadurch nicht nur allein nicht geehrt, sondern vielmehr beschimpft und gelästert werde, und hiemit sank seine lezte Vormauer wider Mißvergnügen, der Trost, daß er Gott durch seine Aufopferung einen Dienst erweise, völlig ein, und der Zufriedenheit wurden alle Thore weit aufgethan.

Wolfgang war eines Tages in der Kirche, und flehte zu Gott um Erlösung, oder einen

baldigen Tod, als ein hereintrettendes Frauenzimmer seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ihr Anzug lies schliessen, daß sie nicht vom Lande, sondern aus der Stadt seyn müsse. Sie kniete in einem Stuhl nieder, und ihre Andacht machte sie schöner und reitzender. Ihre Haare wallten frey den Nacken hinunter, und mit der sanften Röthe ihrer Wangen kontrastirte ihr weisses Kleid vortreflich. —

Wolfgang fühlte etwas Ungewöhnliches bey ihrem Anblicke. Er konnte seine Augen nicht mehr von ihr bringen: — er räusperte, — er hustete, — er stand auf, um das Mädchen zum Aufsehen zu bewegen. Endlich stand sie auf, und sah auf ihn hin, zog aber sogleich ihren Blick wieder zurücke. — Welch ein Auge, welche Gesichtsbildung! — Wolfgang vergaß darüber sein Elend, und gieng nicht aus der Kirche: sein Blick blieb unaufhörlich auf ihr, und je mehr er sie ansah, desto reitzender wurde sie ihm, — desto tiefer drang ihr Bild in sein Herz, desto lauter wurde sein Wunsch, so ein herrliches Geschöpfe zur Gesellschafterin des Lebens zu haben. Auch sie schien ihn nachher, wiewohl verstohlen, anzusehen. —

Der Gottesdienst war geendet, Mariane, — so hies sie — stand auf, und gieng mit einem Blicke auf Wolfgang, als wollte sie sagen: „Lebe wohl!„ Welch eine Figur, — welch ein Gang! — Wolfgangs Auge folgte ihr, bis sie ausserhalb der Kirchthüre verschwand. Auch er gieng auf seine Zelle, und überlies sich seinen melancholischen Empfindungen.

Unaufhörlich, wo er gieng und stand, schwebte das reitzende Mädchen vor seinen Augen: er sah ihr schönes, grosses Auge, ihre himmlische Munterkeit in ihren Zügen, ihren schlanken Wuchs, ihren grazienvollen Gang, — kurz seine Phantasie stellte ihm alle ihre Reitze mit immer neuen Farben dar.

Am Abende bat er sich vom Prälaten die Erlaubniß zu einem Spatziergange aus, der ihm auch zugestanden wurde. Sein Weg führte ihn vor dem Richterhause vorbey, — und das reitzende Mädchen stand vor der Thüre. Wolfgang machte in der Verwirrung sein Kompliment, und Mariane erwiederte es mit vieler Anmuth und Grazie. —

Verwirrt, und in der seltsamsten Stimmung gieng er die Ebene, die sich dem Kloster

westwärts ausbreitete, hinunter, und befand sich, ehe er sichs versah, in einem Wäldchen, das die Ebene begränzte. Hier sezte er sich auf einen Stein, und hieng seinen wehmüthigen Ideen nach. Endlich begab er sich tiefer in das Wäldchen hinein. —

Er war eine Weile fortgegangen, und hatte sich ostwärts gewandt, als auf einmal wie von ohngefähr Mariane mit einem Sonnenschirme und verschiedenen Kräutern in einem Tuche gegen ihn herkam, und, als bemerkte sie ihn nicht, sich ämsig beschäftigte, noch mehrere zu suchen. Wolfgang gieng auf sie los: — So fleissig? — sprach er, schöne Mamsell? — Mariane sah auf, und wurde roth. — „Zu dienen, antwortete sie, indem sie sich immer noch mit Pflücken eines Kräutchens beschäftigte, — ich suche Kräuter, wie Sie sehen, um Heilmittel für allerhand Gebrechen daraus zu bereiten.„

Wolfgang: Verstehen Sie denn, um Verzeihung, dieses Geschäfte? Sie sind wahrhaftig eine bezaubernde Apothekerinn, und Medicin, von Ihrer Hand gereicht, müßte unmögliche Genesung möglich machen.

Mariane: „Ich bitte recht sehr, Ehrwürdiger Herr, ich selbst bereite sie nicht, sondern meine Schwester. „ —

Wolfgang: Und wer ist denn, wenn Sie mir diese Fragen verzeihen wollen, Ihre Schwester? —

Mariane: Sie kennen doch die Frau Richterinn? —

Wolfgang: Die Frau Richterinn Ihre Schwester? Fünf Jahre schon bin ich in diesem Kloster, und noch nie hatte ich die Ehre, Sie hier zu sehen! —

Mariane: Vor sieben Jahren war ich das leztemal hier, — seit dieser Zeit war ich in den Diensten bey einer Herrschaft in L**.

Wolfgang: Ihre Gefälligkeit macht mich dreist. Darf ich wohl Ihren Namen wissen?

Mariane: Ich heisse Mariane.

Wolfgang: Mariane! ein schöner mit seiner Besitzerinn harmonirender Name! — um Vergebung, Mamsell Mariane, werden Sie uns noch lang die Ehre Ihres Hierseyns schenken? —

Mariane: Ich werde mir die Freiheit nehmen, solang diese schöne Gegend zu geniessen, bis sich ein mir anständiger Dienst irgendwo vorfindet. —

Wolfgang: Wohl mir! dann werde ich noch öfters so glücklich seyn, Ihre seltenen Reitze bewundern zu können! —

Mariane: O ich bitte, Ehrwürdiger Herr, verschonen Sie mich mit Komplimenten dieser Art! — ich verdiene sie nicht. —

Wolfgang: Sie dürften mich wohl nicht verstehen wollen, wenn Sie dieß für Komplimente annehmen. O Mamsell Mariane, — zwar bin ich in diese Kutte eingehüllt; — aber — glauben Sie es — auch unter dieser rauhen Kutte schlägt ein Gefühlvolles Herz, das die Reitze eines schönen Mädchens anerkennen mus, und zwar anerkennt. — Hier nahm er Sie bey der Hand, und drückte sie ihr. Mariane entzog sie ihm mit schwachem Widerstande. Nach drey Tagen komme ich wieder hieher, sprach er endlich, sollte ich wieder das Glück haben, Sie hier zu treffen, dann werde ich Ihnen eine Gegend zeigen, wo ein Ueberfluß der besten Kräuter ist, die Sie hier nur mühsam fin-

den. — Sie hören, es ist fünf Uhr, die Glocke ruft zum Essen. — Leben Sie unterdessen wohl! — auf erwünschtes Wiedersehen! — Er gieng, und sah oft zurücke. Mariane blieb stehen, und blickte ihm nach.

Beunruhigt von verschiedenen Leidenschaften verlies Mariane auf einer entgegengesezten Seite den Wald, und gieng mit ihren Kräutern dem Dorfe zu. Sie nahm alles zusammen, Wolfgangs Verwirrung in der Kirche, seine Blicke und Aufmerksamkeit auf sie, seine angenehme Freundlichkeit, seine Aufmerksamkeit, mit der er sie um alles ausfragte, seine lezten Worte vorzüglich, sein Hände drücken, kurz sein ganzes Betragen gegen Sie ließ schliessen, daß er im Kloster mißvergnügt, und daß sie der Gegenstand seiner Liebe sey. Dann schauerte ihrs wieder, wenn sie sich das Verbrechen dachte, einen Mönch zu lieben, oder von ihm geliebt zu werden; — und doch mußte sie den guten Jüngling bemitleiden, — mußte ihm gut seyn. —

Am andern Morgen fand sie sich um die nämliche Zeit in der Kirche ein, Wolfgang harrte schon mit Sehnsucht auf sie. Ihre

Blicke waren inniger und vertraulicher, und sie verstanden einander.

Wie glücklich fühlte sich Wolfgang! und doch, wenn er auf seine Kutte zurücke sah, und sich seinen geschornen Kopf dachte, wie elend! — Und erst wenn er seiner Schwüre, des Gelübdes der ewigen Keuschheit dachte! — —

Was das Herz wünscht, dazu mus sich die Vernunft bald bequemen. So gieng es auch hier. Ja, sprach Wolfgang zu sich selbst, ich schwur ewige Keuschheit; — aber ich schwur nicht, aufzuhören, ein Mensch zu seyn. — Meine Liebe ist nicht unedel, ist rein: — das Reinste aller Wesen selbst, das mir diesen Trieb in mein Herz gepflanzt hat, kann sie nicht mißbilligen! —

Der bestimmte dritte Tag kam, und Wolfgang bat sich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit abermal einen zu erlaubenden Spaziergang aus. Der Prälat murrte erst über das ewige Auslaufen, erlaubte ihm aber endlich doch ein Stündchen.

Voll inniger — heisser Freude und Begierde auf den Flügeln der Liebe eilte er dem

Wäld-

Wäldchen zu, und — Mariane war schon hier. Wolfgang trocknete sich den Schweis von der Stirne, denn er war sehr gelauffen. — Sie haben Sich sehr erhizt, sprach Mariane. — Ja, antwortete Wolfgang, jede Minute, die ich mit Ihnen verleben darf, ist mir unschäzbar. — „Sie haben mir neulich Kräuter versprochen, fuhr Mariane fort, — haben Sie die Güte, und zeigen Sie mir dieselben.„ Sogleich, versezte Wolfgang, werde ich Ihrem Wunsche entsprechen, wollen Sie aber wohl mit mir kommen? — Er nahm sie bey der weichen — warmen Hand, drückte sie mit Feuer, und führte sie tiefer in das Gebüsche. Mariane erröthete, und folgte. —

Sie kamen auf einen Plaz, der rings mit dichten Gebüschen umschlossen war. Das hohe weiche Gras, die angenehme Stille um sie her, die nur von liebenden sich neckenden Maisen, und von des Zephyrs sanftem Wehen unterbrochen wurde, lud zur Erholung ein. Wie angenehm sagte Wolfgang, wie kühl und labend ist es hier! — kommen Sie, wir wollen uns hier in das Gras setzen! Er sezte sich nieder, und zog Mariane neben sich in das Gras. —

Lang sprachen beyde kein Wort: zu vieler Drang des Herzens auf der einen, und Schüchternheit auf der andern Seite lähmte ihnen die Zungen. Endlich unterbrach Wolfgang diese Stille. — Wie glückselig wäre ich, sprach er, wenn ich an der Seite eines so holden Geschöpfs meine Tage verleben dürfte! — „Warum sind Sie ins Kloster gegangen? erwiederte Mariane, wo Sie diese Glückseligkeit ewig entbehren müssen? — Hier erzählte Wolfgang seine ganze Geschichte, an der Mariane sehr vielen Antheil nahm, und bis zu Thränen gerührt wurde. — „Ist Ihnen denn nicht mehr zu helfen?„ sprach sie endlich. — Nicht mehr, versezte Wolfgang, nicht mehr, ausser ich zerreisse gewaltsam die Fessel, die mir meine eigne Thorheit anlegte, und an denen das unendlich gütige Wesen gewiß kein Wohlgefallen haben kann, weil sie mich zeitlebens unglücklich machen. — O Mariane! es ist hart, ein Herz zu haben, und doch so handeln zu müssen, als wenn man keins hätte? wenn alles sich freut, paart und liebt, und ich so in meiner einsamen Zelle sitzen mus, kein Wesen um mich, mit dem meine Seele im Einklange steht, mit dem ich meine Freuden, meine Leiden, mein ganzes Herz theilen könnte! —

te! — O Mariane, was habe ich desfalls schon gelitten, — was leide ich noch täglich! — O warum verlies ich die Welt? — ich Thor! ich wußte nicht, daß es noch so herrliche Geschöpfe in derselben giebt? — — Dort schnäbeln sich zwey Amseln, — wie sie sich lieben, die guten Thierchen! — und ach! das verbietet man mir! — Doch nein! was mir der Schöpfer unmittelbar befohlen, das können mir die Aftermenschen nicht verbieten. — Hier umfaßte er Mariane, deren Herz geschmolzen war, feurig, drückte sie heftig an sich, sein Mund nahte sich dem ihrigen, und seine Lippen glühten auf den ihrigen. Im seligsten Taumel der Liebe sanken sie ins hohe Gras zurücke. — Sprachlos hiengen sie aneinander, und ihre Seelen drängten sich gewaltsam gegen ihre Körper zur göttlichen Einswerdung. — Stiller säuselten die Winde durch die Buchen, angenehmer wurde die Kühlung, die Liebesgötter jagten sich als Schmetterlinge um sie her, sanfter rieselte die Quelle, und ach! — die so reinen Geister fielen — Wolfgang und Mariane sündigten! —

Sie erwachten aus dem Taumel der Leidenschaft, und ach! — sie fühlten ihr Vergehen! — „Gott — sprach Mariane, — was haben wir gethan!„ — Liebst du mich, versezte Wolfgang, — liebst du mich? — „Ob ich dich liebe, antwortete Mariane, — daran kannst du noch zweifeln?„ — Nun wohl, fuhr jener fort, — lasse mich für das übrige sorgen! — der blaue Himmel rollt ja noch über mehr Land, wo die Liebe, die genugsam ist, in irgend einem Winkel glücklich werden, glücklich leben kann! — Sie standen auf, küßten sich noch einmal, und Wolfgang eilte dem Kloster zu. Mariane weinte, und weinend wankte sie auf der andern Seite nach dem Dorfe. —

Jünglinge! — Mädchen! Seyd wachsam über euch, der Raum zwischen Tugend und Laster ist nicht einen Finger breit — und ach! dann ist es geschehen — auf ewig — um das Glück der Liebe geschehen. —

Mariane hatte ihre Munterkeit verlohren, — sie ward still, bleich, melancholisch, und manchmal äusserst verdrüßlich und unmuthig, — täglich schien ihr ihr Vergehen grösser und unver-

zeihlicher — sie besuchte die Kirche weniger, denn sie konnte nicht mehr mit der ihr gewöhnlichen Andacht beten, — sie war nicht mehr rein! — Und doch haßte sie Wolfgangen nicht, sie liebte ihn immer noch mit dem nämlichen Feuer. —

Auch Wolfgang härmte sich, denn er erkannte Marianens Seelenzustand. — Wenn er sich dachte: „Du hast ihre Unschuld gemordet, du hast sie unglücklich gemacht!„ dann naßte sein Auge, dann warf er sich in seiner Zelle nieder, und bat Gott, gleich der für Ismaeln ringenden Hagar, um Mittel, Mariane dem Unglücke entreissen zu können. —

Er war unaufhörlich beschäftigt, Rettung auszufinden. Täglich machte er Entwürfe, aber wenn er sie nach einigen Stunden bey kaltem Blute wieder prüfte, dann sah er die Unmöglichkeit der Ausführung, und verwarf sie allemal wieder. —

Zwey Monate beynahe waren ihm so unter Angst und Kummer hingegangen, als eines Tages ein Knabe in der Sakristey ihn glimpflich auf die Seite nahm, und ihm heimlich ein

versiegeltes Blatt zusteckte. Wolfgang verfügte sich auf seine Zelle, erbrach das Blatt, und las folgendes:

Bester!

Der Verzweiflung nahe wage ich es, an Dich zu schreiben, und dich um Rath zu bitten, nicht aber, dir Vorwürfe zu machen. Du weißt es, was zwischen uns vorgegangen ist! — ach, wäre der Ausbruch unsrer Liebe minder heftig, minder unvorsichtig gewesen! Ich trage die Frucht jener für unsre Liebe unglücklichen Stunde unter meinem Herzen. — Bald, wenn du nicht Rath weißt, werde ich der öffentlichen Schande preisgegeben seyn! — aber ich werde sie nicht überleben. Ich bin unglücklich; aber ich liebe dich noch, — ich liebe dich unaussprechlich, und deswegen kannst du glauben, daß man mir mit allen Martern das Geheimniß nicht abzwingen wird, das auch dich unglücklich machen würde. Wenn du Rath oder Rettungsmittel für mich weißt, so laß es wissen.

Deine

dich ewig liebende Mariane.

Wie vom Donner getroffen und ekstasirt stand Wolfgang da, er, der Urheber von Marianens

rianens Unglück, der diese Schuld in ihrer ganzen Grösse fühlte! Und diese Schuld wurde durch die noch immer ungeschwächte Liebe und Grosmuth des unglücklichen Mädchens zur Centnerbürde, und schrecklich fluchte er sich selbst. — Was sollte er thun? Jeder Augenblick war kostbar, und doch bot sich ihm keine Aussicht zur Abwendung des Ungewitters dar, das sich fürchterlich über Beide heraufzog! —

Noth und Liebe sind erfindsam. — Wolfgang sezte sich nach langem angestrengten Nachdenken, da er alle übrigen Wege verschlossen fand, hin, schrieb ein Billet an Marianen, und theilte ihr darin seinen Plan und die Art der Ausführung mit. Ein Ministrantenknabe mußte ihr dasselbe bey der Abenddämmerung überbringen. —

Die Sonne sank ins Meer, und von Osten her begann die Nacht. Alles schlief, nur die Kröten unkten, die Fledermaus schwirrte um den Klosterthurm her, und der Katter miaute. Wolfgang schlich den Kreuzgang durch, die Treppe hinab, schnitte das Schloß an der Gartenthüre aus, und überstieg mittelst einer Gartenleiter

die Mauer, die den innern oder eigentlichen Klostergarten, wohin es keinem Frauenzimmer zu kommen erlaubt ist, von dem äussern oder Prälatengarten scheidet. — Aber die Mauer dieses Gartens war ungleich höher, als die vorige, und mit keiner Leiter zu übersteigen. Er stand, und dachte, und die dumpfe Glocke tönte eilf.

Da erwähnter Garten von allen Seiten mit einer hohen Mauer umgeben, und nur auf der Seite gegen das Dorf hin statt der Mauer von einem tiefen Fischteiche begränzt war: so sah Wolfgang keinen andern Ausgang, als durch diesen Teich, so tief er sich ihn auch denken mochte. Er brach also das Geländer, das an dem Rande des Teiches war, um, und stieg muthig hinein; fand auch glücklich den Boden, und so wadete er, indem ihm das Wasser bis an die Schultern reichte, auf die Seite des Dorfes hinüber.

Nun war er freilich durchaus naß, aber er war frey, und dieses so köstliche Gut, Freiheit, würde er wohl theurer erkauft haben. So, wie er war, eilte er dem Wäldchen zu, als dem

Orte, wohin er in seinem Blatte Marianen zur Flucht hinbestellt hatte, voll heisser Sehnsucht, sie zu umarmen, mit ihr in irgend einem Winkel der Erde zu leben, und sie und sein Kind, wenn es nicht anders möglich wäre, mit der Arbeit seiner Hände und dem Schweise seines Angesichts zu nähren. Er hatte versprochen, um eilf Uhr bey ihr zu seyn, — schon schlug es aber zwölfe, als er dem Dorfe enteilte.

Er erreichte das Wäldchen; — aber bey der Buche, die er zu ihrer Zusammenkunft bestimmt hatte, war keine Mariane. Er sah umher, aber vergebens! Vielleicht hat sie sich verirrt, dachte er, und rief: Mariane! und schmerzlich riefen es Wald und Felsen nach: Mariane! — Endlich hörte er ein Aechzen, wie das Aechzen eines Sterbenden: er erschrack und gieng dem Mißgetöne nach, und ach! was sah er? — Mariane rang mit dem Tode! — Das Blut floß Stromweise aus ihrer Brust, und sie athmete nur noch schwach. — Mariane! — rief Wolfgang, und warf sich auf den Boden zu ihr hin, — um Gottes willen, — Mariane! was ist dir? — was hast du gethan? — Wolfgang, — antwortete sie schwach, —

mein Wolfgang, du bist es? — Also sehe ich dich noch einmal? — Ich verzweifelte, daß du kommen würdest, weil du zur versprochnen Stunde nicht kamst: — — mein Elend, — mein Schmerz übermannte mich — ich suchte ihm ein Ende zu machen, und — hier siehst du, — durch diese Wunde wird er auch bald enden! — — Werde glücklich, Wolfgang! — Bete für meine arme Seele! — ich — liebe dich noch — Hier verschied sie. — —

Versunken in gränzenlose Schmerzensgefühle, — niedergedrückt von dem Gedanken, ihr Mörder auf eine doppelte Art zu seyn, warf er sich über sie hin, und suchte ihren fliehenden Geist zurücke zu halten. — Mariane! rief er, — nur noch einmal erwache! damit ich Verzeihung von dir erflehen kann! — Umsonst! Mariane erwachte nicht wieder! — Du erwachst nicht, fuhr er fort, du öffnest deine Augen nicht! — Dein Mund ist stumm! — Deine Hände ohne Kraft! — Und ich sollte in diesem Jammerthale, wo Elend und Schmerz mein Loos ist, noch länger weilen? — Unendliches Wesen, Urheber meines Seyns! vergieb mir, rechne

 mir's

mir's, dem Kinde, nicht zur Sünde, wenn meine Hand in deine weisen Plane greift! — Und du, Mariane, — o ich sehe dich dort oben im Nimbus ewiger Sonnenstrahlen! — du winkst mir! — — ja, ich komme! — — Er zog das Messer aus Marianens Brust, stach sich's durchs Herz, warf sich auf Marianens Leichnam, und starb. — — Der Uhu heulte, und der Mond sah, gehüllt in blutigen Schleier, auf die Entgeisterten hernieder. —

Am Morgen war sogleich grosser Lärm: im Kloster vermißte man Wolfgangen: — im Richterhause Marianen. Allgemein hies es: „Frater Wolfgang hat sich mit der Schwester der Frau Richterinn geflüchtet.„ — Der Pöbel fluchte über sie, und der Prälat schickte sogleich auf alle Strassen Steckbriefe aus. Am Abend fand man sie. Das ganze Dorf lief hinaus, um die mit der Mönchsthesi verschwisterten (nach der ächt christlichen Thesi der Mönche und dem Köhlerglauben des Pöbels) Verdammten zu sehen. Unwürdig des geweihten Erdreichs, begrub man sie, wo man sie fand.

Niemand wagt es, ihrem Hügel zu nahe zu kommen, weil die elende Sage sie spucken läßt. Hoch wächst das Gras darauf, durch welches der Wind manchmal kläglich schwirrt: — wehmüthig verweilt hier der Mond oft, und blinkt durch die hohen Tannen auf den einsamen Hügel. — —

Eleonore.

Eleonore war die älteste Tochter des reichen Graven S... in M... Der Grav war ein Mann, der sich auf seinen Adel und seinen Reichthum alles zu gut that, hingegen minder Reiche, oder die nicht von Adel waren, verachtete, und sie seine Erhabenheit über sie und ihre Niedrigkeit bey jeder Gelegenheit fühlen lies. — Ein neuer Midas, gleich gros durch unsinnigen Stolz auf Erbschaft und durch Disproportion der moralischen Ohren.

Eleonorens Denkart war das Gegentheil von der Denkart ihres Vaters. Weit entfernt, sich auf Adel oder Reichthum etwas einzubilden, oder beim Anblicke eines Bürgerlichen die Nase zu rümpfen, sezte sie den Hauptvorzug eines Menschen in Veredlung und Bildung des Herzens und der Vernunft, und strebte nur nach innerer Seelengrösse. Sie las daher fleissig gute Bücher, und suchte die

darinn enthaltenen edlen Vorschriften geistiger Diät praktisch auf sich anzuwenden. Und wirklich brachte sie ihre Bildung auch auf einen hohen Grad. Sie war wohlwollend, Menschenfreundlich gegen Jedermann, und weit über die Schwächen ihres Geschlechts erhaben, die keine seltenen Meteore, nein leider! als gewöhnliche Erscheinungen bekannt genug sind. — Welch ein Beispiel für Frauenzimmer!

Eleonorens Charakter war liebenswürdig; aber auch ihr Körper harmonirte mit ihrer Seele. Ihr Körperbau war reitzend, und bey ihr traf der Ausspruch jenes Weisen des Alterthums zu: „In einem schönen Körper wohnt keine häßliche Seele.„ Ihr Gesicht war edel, ihr Auge offen, ohne frey und unverschämt zu seyn: — ihr Wuchs schlank und verhältnißmässig, und ihr Gang wie der leichte Gang einer Nymphe. Wer sie sah, mußte sie lieben, und wer Umgang mit ihr hatte, der konnte den heissen Wunsch nicht zurücke halten: „Wäre doch ich der glückliche Besitzer dieses reitzenden Geschöpfes!„ —

Grav S... machte sich auch nicht wenig mit seiner Tochter, und sein Projet war, durch

sie

sie mit einer der angesehensten und reichsten Familien des Landes in Verbindung zu kommen. Eleonorens Wunsch war dieses nicht; — sie wünschte sich einen holden Gefährten des Lebens, ohne auf andere Stiftmäsigkeit, als die des Herzens, nach ihrem Gesichtspunkte des edlern Aequivalents für Ahnenprobe, ohne auf äusserlichen Prunk zu sehen. „Weder mit dem Adel, noch mit dem Gelde — pflegte sie manchmal zu sagen, — sondern mit dem Herzen meines Mannes werde ich Umgang haben müssen; wenn ich nur so viel habe, daß nicht Armuth mein Loos ist.„

Täglich war sie von einer Menge parfumirter Herrchens, wie eine schöne Blume von Schmetterlingen, umflattert, die ihr ihre Komplimente, die man als Lektion nicht verkennen konnte, und ihre übrigen Süssigkeiten unaufhörlich vorsagten, vorsangen, — vordeklamirten, vorperorirten, vorzirpten, vorschwärmten, oder zuweilen wohl gar vorweinten. Aber Eleonore kannte, wie man im Sprichworte sagt, die Vögel aus dem Gesange. Sie sprach zwar mit ihnen, war munter, so weit es jungfräuliche Sittsamkeit erlaubte, aber in ein Lie-

besverständniß lies sie sich mit keinem ein, sondern wich jedem Antrage durch irgend eine freie witzige Wendung aus. —

Eines Tages Abends kam ein junger Offizier mit einem andern im S...ischen Hause schon Bekannten zu Eleonoren. Dieser junge Mann war ihr sogleich beim ersten Anblicke nicht gleichgiltig. Es schien ihr, als habe sie ihn schon oft gesehen, und doch war dieses das erstemal. So ein Auge, so einen Blick, so eine männliche Würde hatte sie noch bey keinem Manne bemerkt. Ueberdieß lies sichs von seinem Betragen, seiner Bescheidenheit im Umgange, und seiner edlen Offenherzigkeit im Gespräche auf ein gutes Herz, Biederkeit und reife Vernunft schliessen. Eleonore hegte heimlich den Wunsch, diesen jungen Mann näher zu kennen, und äusserte auch denselben deutlich genug, indem sie viele Aufmerksamkeit für ihn blicken lies, und ihn beim Weggehen bat, er möchte ihr das Vergnügen seines Besuchs bald wieder schenken. —

Etliche Tage darnach war grosser Ball, zu welchem auch Eleonore fuhr. Sie hatte teutsch getanzt, demaskirte sich izt, und gieng ins Er-

frischungs,

frischungszimmer. Aber kaum hatte sie die Maske vom Gesichte, als ihr eine andre auf dem Fus folgte, und sie zu einen Englischen bat. Die Maske tanzte vortreflich, und Eleonore bekam im Tanze selbst mehr Freude, als sie Anfangs hatte. Sie wurde auf den Tänzer aufmerksam und neugierig.

Der Tanz war zu Ende, und Eleonore bat ihn, als er ihr dankte, seine Maske abzulegen. — Allein er wollte nicht. Als sie aber nicht aufhörte, in ihn zu dringen, sprach er: Wohl, ich sehe Ihren ernstlichen Willen als Befehl an, gnädige Comtesse, aber wird diese Freiheit nicht die zu beobachtende Delikatesse gegen Sie überschreiten? und versprechen Sie mir vorläufig Verzeihung? „von Herzen!„ antwortete sie. Und nicht so schnell hatte er ihrem Verlangen entsprochen, als sie in ihm den jungen Offizier erblickte, den die verehrlichen Leser nun als eine Hauptperson unsrer Geschichte etwas näher kennen lernen sollen.

Ludwig W**, — so hies dieser junge Mann, — hatte mit grossem Fleis die Philosophie studirt. Sein Vater war Bürger in einer Provinzialstadt,

und

und hatte seinen Sohn zum Mönche bestimmt. Aber Ludwig kannte die Mönche, und lies sich also desfalls keinen Zwang anthun. Deswegen enterbte ihn sein Vater, und Ludwig gieng in Militärdienste als Gemeiner, zeichnete sich aber hier durch Genauigkeit und Diensteifer so aus, daß er in kurzem bis zum Hauptmanne avancirte. In dieser Charge stand er, als er im S***en Hause eingeführt wurde.

Eleonore fand sich überrascht, als sie Ludwigen vor sich stehen sah. Er küßte ihr die Hand, und bat noch einmal, seine Freiheit, als Gehorsam auszulegen. Sie war aber durch seinen Seelenvollen — den ersten von einer Mannsperson ihren Lippen aufgedrückten Kuß so eckstasirt und in Verwirrung, daß sie ihm nicht antworten konnte. Doch that er bey dieser und bey einer zweiten Bitte, seine Gesellschafterin im Englischtanzen ferner zu seyn, keine Fehlbitte.

Sie giengen miteinander ins Erfrischungszimmer, und kamen bald soweit, daß sie sich Wechselweise ihre Liebe entdeckten. — Wahre Liebe weis von allen Ziereregen nichts, und zwey Seelen, die sich wahrhaftig lieben, verstehen

stehen sich bald, ohne der Sittsamkeit, oder dem Wohlstande zu nahe zu tretten.

Unterdessen war ihre zunehmende Vertraulichkeit nicht unbekannt geblieben: — man flüsterte sich in die Ohren, man stellte sich zusammen, man gieng vor ihnen vorbey, man deutete mit Fingern auf sie; — aber beyde Verliebte hatten nur Sinn eins für das andre, die das, was ausser ihnen vorgieng, — gar nicht berührte. Selbst im Tanzen beschäftigten sie sich mit Niemanden, als nur mit sich.

Unter den vielen Anbetern Eleonorens war auch ein junger Grav, der flatterhaft, leichtsinnig, ein Wollüstling war, manchmal den Freigeist spielen wollte, und doch, auf der Wage der Geister, nicht mehr als Schaum und Seiffengeist wog, — aber er war von Adel, und hatte Geld, und ist nicht dieses Surrogat für alle persönlichen Verdienste und das Non plus ultra aller der Gecken, die dem Thiere in der Fabel gleichen, das sich eine Löwenhaut wünschte, um, damit behangen, den andern Brüdern und Schwestern fürchterlich zu werden, aber aus angestammter — in seiner Race erblicher hohen Weisheit sein ihm eignes Diplom,

womit

womit ihn einst Mutter Natur stattlich — nicht Stiefmütterlich legitimirte, zu bedecken vergaß? Was Wunder, wenn das Grävlein unter allen übrigen den größten Anspruch auf Eleonorens Hand und Herz zu haben glaubte?

Eleonorens gesittete Klugheit behandelte ihn als Graven, — ihr Herz aber nicht als Geliebten. Dieses merkte er jedoch, wie man ohne Newtons Einsichten vermuthen kann, nicht, sondern hielt diese ihre feine Gleichgiltigkeit für nichts anders, als Hochachtung für seine Person.

Er sah Eleonorens und Ludwigs Vertraulichkeit, und hätte vor Aerger bersten mögen. Und war das auch nicht zum Todtärgern, einen Bürgerlichen, einen Roturier, einem Graven vorzuziehen? Er machte deswegen mit einigen seiner Freunde ein Komplott gegen Eleonoren und Ludwigen, und des Grävchens Herz kochte nur beider Liebenden Untergang, zumal, da er inne ward, sie hätten das Verbrechen und gleichsam Hochverrath gegen ihn begangen, einander ewige Liebe und Treue zuzuschwören!

Der Ball war zu Ende, und Ludwig begleitete Eleonoren bis zu ihrem Hause: hier küßten

ten sie sich, und drückten mit Feuerküssen dem Bund ihrer Liebe das Siegel auf.

Des andern Tags kam der junge Grav auf Eleonorens Zimmer: — meine theuerste Komtesse, fieng er an, ich wünschte im Ernste zu wissen, woran ich mit Ihnen bin? —

Eleonore: „Ein besonderer Wunsch, Herr Grav, von dem ich mir keine eigentliche Erklärung zu geben vermag!„ —

Grav: So will ich es Ihnen geradezu sagen: ich wünschte zu wissen, ob Sie mich lieben wollen, oder können, — oder nicht? —

Eleonore: „Wahrhaftig, diese Dollmetschung Ihres Wunsches ist noch sonderbarer! — Ich bin jedem Menschen gut, der um mich noch nicht das Gegentheil verdient hat; — Nun aber könnte ich mich nicht erinnern, daß Sie mir je etwas Böses gethan hätten, — warum sollte ich Sie also hassen?„

Grav: Nein, — ich meine, ob Sie mich so lieben, daß Sie mich auch heurathen würden? —

Eleonore: „Sie wissen ja selbst, Herr Grav, daß ich zum Heurathen noch viel zu jung bin.„ —

Grav: Sie wollen mir ausweichen, gnädige Komtesse; — aber es soll Ihnen dießmal nicht gelingen! — Gesezt, Sie wären zum Heurathen alt genug, würden Sie mich dann heurathen?

Eleonore: „Das kann ich Ihnen izt nicht sagen, wie ich dann denken würde.„

Grav: Aber Sie müssen doch wissen, wie Sie izt denken? —

Eleonore: „Nun ja, — ich denke, daß ich izt noch nicht heurathen mag.„

Grav: Ich sehe, gnädige Komtesse, meine Worte verstehen Sie nicht, — wir müssen also durch Zeichen reden. — Würden Sie mir wohl einen Kuß verweigern? oder würde ich ihn mit Widerstand rauben?

Eleonore: „Herr Grav! Scheuen Sie Sich nicht, dieses einem gesitteten Frauenzimmer zu sagen? — Wissen Sie, daß dieß beleidigend für mich ist? — Doch — ich verzeihe Ihnen, wenn Sie mich künftig mit dergleichen Anerbietungen verschonen wollen. —„

Grav: So? — aber die Vertraulichkeit des jungen Offiziers im Tanzsaale gestern, und

 seine

seine Küsse beym Nachhausefahren waren nicht beleidigend für Sie? da er doch nur vom bürgerlichen Gesindel herstammt? Pfui! schämen Sie Sich! — die Tochter eines Graven will einen Bürgerlichen lieben! —

Eleonore: „Herr Grav! Ihre Unartigkeit geht zu weit! — ich bitte, werden Sie bescheidner, oder verschonen Sie mich künftig mit Ihren Besuchen!„

Sie lies ihn stehen, und gieng in ein anders Zimmer. Er aber verfügte sich zu ihrem Vater. — Vergeben Sie, sprach er, wenn ich Sie vielleicht mit etwas Unangenehmen belästige; — aber Sie wissen, daß ich allezeit ein Freund von Ihrem Hause war, und daß mir also Ihre Ehre oder Ihre Schande nicht gleichgiltig seyn kann. — Der alte Grav wurde aufmerksam. — Die Komtesse, Ihre Tochter, war gestern Abends, wie Sie wissen werden, auf dem Ball; — auf diesem Ball betrug sie sich nun so, daß jeder ehrbare Mensch daran Aerger nehmen mußte. Nicht genug, daß sie mit keinem Kavalier tanzte, hieng sie sich an einen Offizier, der nichts weniger, als von adelicher Geburt, sondern nur von bürgerlicher Zunft

her-

herstammt. Ich war gerade bey ihr: und fragte sie: ob ich mir Hofnung auf Ihre Hand zu machen hätte oder nicht? aber sie begegnete mir so unartig, daß mir alle Lust, weiter in sie zu dringen, vergieng. —

Der alte Graf S*** wurde wie rasend. „Das that Eleonore?„ rief er, „Eleonore? — sie solls büssen! das verdammte Mädel! mir solche Schande zu machen! — Ist es noch Ihr Ernst, Herr Grav, sie an den Altar zu führen? wollen Sie dieses? Auf mein Ehrenwort! Sie sollen sie haben, oder — oder — ja, Sie sollen sie haben! — An einen Bürgerlichen? — nein! diese Schande überlebe ich nicht! — Ja, Herr Graf, Sie sollen Sie haben!„ — Kurz, der Handel war abgeschlossen, ohne daß Eleonore eine Sylbe davon wußte.

Als der junge Grav weg war, lies Grav S*** Eleonoren zu sich auf sein Zimmer kommen, und behandelte sie nicht väterlich, sondern tyrannisch. Er entdeckte ihr seinen Willen als Despote, dessen Befolgung das einzige Mittel sey, seine väterliche Gnade wieder zu erlangen.

Eleonore erschrack, fiel ihm zu Füssen, und bat ihn: „er möchte sie diesem seinem Willen

 nicht

nicht aufopfern! sie könne den Grafen nie lieben.„ Aber alles Bitten, alles Flehen, alle ihre Thränen waren vergebens! Sie stand auf, und sprach im Tone dessen, der seine Hofnung abgeschnitten sieht: — „Wenn nichts Ihr Vaterherz zu rühren vermag, — so will ich meine Rechte als Mensch zu behaupten suchen! — Ich bin freigeboren, wer kann mich zwingen, einen Mann zu nehmen, mit dem ich mein gewisses Unglück voraussehe? — Verstossen Sie mich, enterben Sie mich! — aber meine projettirte Verbindung mit dem Graven bleibt ein Unding. „Ein Unding? schrie der Vater, voll Gluth im Gesichte, das Furie Nemesis mit Furchen überzog; — Wohl! so kannst, so mußt du ins Kloster. Acht Tage will ich dir noch Bedenkzeit geben, heurathst du binnen dieser Zeit den Graven nicht, so ist am neunten eine Zelle deine Wohnung!„ —

Eleonore gieng auf ihr Zimmer, wohin ihr auf Befehl ihres Vaters wie einer Gefangenen die Nahrung gebracht wurde. Es wurde ihr auch verboten, das Zimmer zu verlassen, und kein Mensch hatte Zutritt zu ihr, als der ihr bestimmte Grav. Dieser fand sich täglich ein; aber

aber weder ihr Auge noch ihre Zunge bewegten sich ihm zu Gunsten. Alle übrigen Besuche wurden unter dem Vorwande abgewiesen, „daß Eleonore krank sey.“

Die acht Tage waren vorbey, und Eleonore begehrte ins Kloster: — und am neunten kam sie schon in demselben an.

Adel, Reichthum! welche Opfer hat man euch schon geschlachtet! — Ihr schliesset nun das herrlichste Mädchen, die das Glück eines rechtschaffenen Mannes, und die Mutter von Kindern, die Segen über Generationen verbreitet hätten, hätte werde können, in Mauern ein, wo sie ihrem Daseyn flucht! —

Ludwig hatte von allem, was vorgefallen war, nichts erfahren. Er glaubte noch immer, Eleonore sey krank, und ängstigte sich sehr darüber. Zweymal war er schon in ihrem Hause, um sich um ihr Befinden zu erkundigen, — aber jederzeit erhielt er vom Bedienten zur Antwort, daß sie täglich schlimmer werde.

Eleonore hatte noch einen Bruder von etwa zwölf Jahren, welcher studirte. Eines Tages war Ludwig auf der Hauptwache, und dachte

an Eleonoren, als er ihren Bruder die Gasse herabkommen sah. Er rief ihn zu sich, führte ihn ins Wachtzimmer, und fragte ihn um Eleonorens Befinden. „Ach, sprach der Kleine, und Thränen stiegen ihm in die Augen, — der Papa hat mirs verboten, Jemanden von ihr etwas zu sagen.„ Verboten? fragte Ludwig — warum sollte er denn dieses verboten haben? — Und wenn auch, — sagen Sie mir es nur doch! wir sind allein, und ich gebe Ihnen mein Wort, es Niemanden wieder zu sagen. —— Der Kleine schien sich lang zu bedenken. — „Ja, sprach er endlich, wenn Sie es nicht weiter sagen wollen, so will ich es Ihnen entdecken. — Eleonore hatte auf dem lezten Ball mit einem Offizier vom bürgerlichen Stande getanzt, und war allzuvertraut mit ihm gewesen. Dieß verdroß den ihr zur Ehe bestimmten Graven sehr: er gieng deswegen zum Papa, und erzählte ihm alles. Der Papa wurde sehr zornig, und gab Eleonoren acht Tage Bedenkzeit, nach deren Verlauf sie entweder den Graven heurathen zu wollen versprechen, oder ins Kloster kommen sollte. Den Graven wollte sie nicht heurathen, also mußte sie ins Kloster.„ — Ludwig zitterte am ganzen Leibe vor Schrecken und Zorn.

In welchem Kloster, stotterte er endlich, in welchem Kloster ist sie denn? — „Im Kloster Sch**„ antwortete der Kleine. — Und wie heißt denn jener Grav? — — „Graf — — ich kann ihn izt nicht gleich nennen — er wohnt da drüben im grossen Eckhause.„ — — Grav Warwowzki? sprach Ludwig — „Richtig, antwortete der Kleine — wenn ich nur groß wäre und Kräfte hätte, ich würde ihn auf einen Zweikampf fordern, und ihm eine Kugel vor den Kopf geben, weil er meine Eleonore so unglücklich gemacht hat.„ — Hier fieng er zu weinen an, und auch Ludwigs Augen entquollen mitleidige Zähren. Ich danke Ihnen, sprach er, mein Bester! — ich werde nichts sagen. Der Kleine gieng. —

Ludwig hätte vor Zorn bersten mögen. Also meinetwegen, sprach er zu sich selbst, meinetwegen mußte das holde Geschöpf unglücklich werden? — Nein, bey Gott! nein! Noch habe ich einen Arm, eine Faust und Riesenkräfte in derselben, — so lange ich diese habe, ist mir nichts auf Erde zu schwer, — nichts zu stark und mächtig! — Eleonore, — ich werde dich rächen, werde dich blutig an deinen

 Feinden

Feinden rächen, und dich selbst deinem Kerker entreissen, sollten auch die Mauern von Stahl, und deine Ketten von Diamant seyn! Du sollst sehen, daß du dein Herz keinem feigen Knaben, keinem Unwürdigen geschenkt hast! — Das Herz will ich dem Schurken aus dem Leibe reissen, und dir es dann zeigen, und sagen: Sieh her, du bist gerochen! — Er sezte sich nieder, schrieb ein Billet an den Graven Warwowzki, in welchem er ihn für den nächsten Abend zu einem Zweikampf forderte, und schickte es ihm durch einen Soldaten zu. Aber der nicht ebenbürtige Ludwig erhielt wegen seiner niedrigern Geburt in der Antwort auf sein Billet Vorwürfe, und seine Herausforderung wurde ihm als nicht angenommen zurückgegeben.

Ludwigs Wuth stieg dadurch auf das höchste: — Feiger Bube! — knirschte er — Du sollst meiner Rache doch nicht entkommen! — Von Stunde an war Ludwig auf nichts bedacht, als eine Gelegenheit auszufinden, wie er dem Graven beykommen könnte; — und diese fand sich auch bald.

Ludwig erfuhr, daß Warwowzki auf sein nur etliche Stunden von der Stadt entlegenes Landgut reiten, und nur einen einzigen Bedienten mit sich nehmen werde. Dieses war ihm erwünscht. Er steckte sein Geld, seine Uhren und Ringe, und was er sonst an Pretiosen hatte, zu sich, nahm zwey scharf geladene Pistolen und sein Seitengewehr, gab einen Spazierritt vor, und anticipirte Warwowzki's Wege soweit, daß er nicht beobachtet werden konnte.

Etwa eine Stunde von der Stadt führte der Weg durch einen zwar nicht zu grossen, aber dichten Wald. Hier stieg Ludwig vom Pferde, führte es ins Gebüsche hinein, und band es an; er selbst gieng näher gegen den Weg: stellte sich hinter ein dichtes Gebüsche, das in der Mitte eine Oefnung hatte, spannte beide Pistolen, und harrte auf Warwowzki'n. —

Schon stand er eine halbe Stunde vergebens: schon verzweifelte er, daß Warwowzki kommen werde, als er in der Ferne ein Pferd wiehern hörte. Er sah durch die Fichten, und der Grav mit seinem Bedienten ritte nachlässig den Hügel auf das Wäldchen zu herunter.

unter. Er lief an seinen Posten, und hielt die Pistole bereit. Schon hörte er das Getrampel der Pferde: — sein Herz pochte ihm, und seine Hand zitterte. Warwowzki kam, — Ludwig druckte los, und jener stürzte vom Pferde. Der Bediente jagte voll Furcht und Schrecken davon. Ludwig sprang nun aus dem Gebüsche zum Graven hin, den er in die Brust getroffen hatte. — Kennst du mich? — sprach er, — sieh, nun bin ich, — ist Eleonore gerochen! — Er sezte sich auf sein Pferd, und sprengte dem Kloster Sch** zu. Grav Warwowzki verschied. —

Das Kloster liegt auf einer Anhöhe: gegen das Thal hinunter stehen mehrere Hütten, deren elender Zustand klösterliche Finanzbetise bezeugt. Hieher wurde Eleonore von ihrem Vater geschickt. Der Zustand des guten Mädchens war Bedauernswürdig. Durch unaufhörliches Weinen war ihr Angesicht so sehr verstellt, daß man sie nicht mehr kannte. Ihre Augen waren roth, und eingefallen, bleich ihre Wangen, und schwach ihre Kniee: — sie glich mehr einem Geiste, als einem Menschen. Sie aß und trank nichts, und flehte täglich um ihren Tod zum Allerbarmer.

Welch eine Lage für ein Gefühlvolles Mädchen! — Eleonore hatte immer Freiheit und Gesellschaft genossen: izt riß man sie aus der grossen Welt, entfernte sie von allem menschlichen Umgange, sperrte sie zwischen vier Mauern, und überlies sie der Verzweiflung. Sie hatte keinen Freund, keine Freundinn, in deren Schoos sie ihren Kummer ausschütten, von denen sie Trost und Linderung hoffen konnte. Die Nonnenherzen, wenn es ihnen auch erlaubt gewesen wäre, ihn zu haben, hatten keinen Funken freundschaftlichen Gefühls; die Obern, Aebtissinn, Priorinn und Novitzenmeisterinn waren streng und rauh: ihre Herzen waren so kalt, als sie alt waren. Eleonore liebte, und, ach! hatte keine Hoffnung, Ludwigen je wieder zu sehen, viel weniger, die Seinige zu werden. Wie elend, wie Gränzenlos elend war sie also! Oft, wenn längst der Schlaf die ganze Natur in seinen Fesseln hielt, — wenn allenthalben Stille herrschte, und der Mond längst am Himmel stand, da schlich sie durch die öden, einsamen Hallen des Klosters, und seufzte, und ach! Fruchtlos waren ihre Seufzer, Fruchtlos tönten sie von den Gefühllosen Mauern zurücke. —

Von

Von Rache und Liebe zugleich beflügelt sprengte Ludwig dem Kloster zu, in welchem Eleonore war. Sein Pferd band er ausserhalb des Klosters an einen Balken, und hies einen Bauernknaben, dem er ein Stück Geld schenkte, bey demselben bleiben, bis er wieder kommen würde; er selbst aber gieng in das Kloster ins Redezimmer. Hier schellte er. Es kam eine Nonne, an der er in trockenem Tone Eleonoren zu sprechen verlangte. Die Nonne gieng fort, und in etlichen Minuten kam die Priorinn, und sagte, daß Eleonorens Vater verboten habe, Jemanden zu ihr zu lassen. Als aber Ludwig im finstern Ernste versezte, daß er von Eleonorens Vater, dem Graven S*** selbst abgeschickt sey — daß er sie sprechen müßte, und zwar, wenn es nicht in Güte erlaubt würde, durch gewaltsame Bewirkung, — und daß er sie allein, und ohne Zeugen sprechen müßte, entfernte sich die Priorinn, und schickte Eleonoren ins Redezimmer. —

Ludwig erschrack, da er sie erblickte; — er glaubte ihren Geist zu sehen. Eleonore wankte einher. — „Gott! — rief sie, als sie aufsah, und zitterte zurücke. — Herr Hauptmann! —

was

was führt Sie hieher in diese fürchterliche Einsamkeit, wo nichts, als Verzweiflung und Tod wohnt?„ — Die Liebe, gnädige Komtesse, antwortete Ludwig, — die Liebe, zeigte mir den Weg, führte mich auf ihren mächtigen Fittigen hieher. Oder glauben Sie, daß das, was ich in jener seligen Nacht zu Ihnen sagte, leere Worte waren, oder daß sie an mir einen feigen Knaben gewählt haben! — O nein! meine Liebe ist stark und mächtig, ist der Talisman, durch den ich muthig und dem Siege gebietend alle Hindernisse, wie der Nordwind die Spreu zerstäube! — Auf, Eleonore! an Ihrem Feinde sind Sie gerochen! — Grav Warwowzki, der Urheber Ihres Unglücks, steht bereits durch meine Hand vor dem ewigen Richter, um den Lohn der gemordeten Liebe von Ihm zu empfangen; izt ist noch übrig, daß Sie Ihren Kerker durchbrechen, die Fessel zerreissen, die Ihnen die Grausamkeit eines unmenschlichen Vaters geschmiedet hat, und Sich in die Arme der Liebe werfen, die Sie glücklich machen wird. — Eleonore bebte zurücke — „Ludwig ein Mörder?„ stammelte sie. — Nein, beste Komtesse, versezte Ludwig, — kein Mörder, — nur das Werkzeug

der

der rächenden Allmacht. — Auf! folgen Sie mir aus diesem Grabe der Menschheit! — Hier riß er das Schwert aus der Scheide, hieb die hölzerne Winde — die in der Mitte des eisernen, das Zimmer in 2 Theile scheidenden Gitters angebracht war — in Stücke, sprang durch die Oeffnung, nahm Eleonoren bey der Hand, und zog sie nach sich durch die Oeffnung wieder heraus. — Die Nonnen kamen, schrieen und lärmten — er aber nahm Eleonoren auf seine Arme, trug sie hinaus, sezte sich mit ihr auf das Pferd, und sprengte dem nächsten Walde zu. —

Schon sank die Sonne ins blutige Meer, und vergoldete nur noch die Wipfel der Berge und die höchsten Tannen. Warme Ruhe winkte der Mond von Osten her. Feierliche Stille herrschte in der Tanne und in der Buche, und weithin tönte der hallende Hufschlag von Ludwigs Pferde. Er wollte dem Walde enteilen, um in irgend einer gastfreundlichen Hütte Erholung für sich und Eleonoren zu erhalten: — aber je mehr sein Pferd mit ihnen fortflog, desto dichter, desto unübersehbarer und schauerlicher wurde der Wald. Die Kräfte des Pferdes,

das an diesem Tage ohne Futter schon über dreissig Stunden gemacht hatte, schwanden; dichte Wolken, die ein schnaubender Windstos heraufführte, verdunkelten Mond und Sterne; der Weg, dem sie bisher gefolgt waren, verlohr sich nach und nach ganz, und sie befanden sich auf einmal bey der gräßlichsten Finsterniß und ermattet vom heftigen Reiten in einem Dickichte, wo es unmöglich war, mit dem Pferde weiter zu kommen. Sie stiegen also ab; Ludwig bahnte sich mit seinem Schwerte einen Weg mit der einen, und führte Eleonoren nach sich an der andern Hand; das Pferd folgte ihnen von selbst.

Eine ziemliche Strecke hatten sie sich so durchgehauen, als sie in der Ferne ein schwaches Licht erblickten. Auch das Dickicht verwandelte sich in hohe Fichten. Voll der frohen Hoffnung, irgend eine von einem menschlichen Wesen bewohnte Hütte zu finden, eilten sie auf das Licht zu. Sie kamen zu einer elenden, halb verfallenen Hütte, klopften an, und ein Greis fragte sie durch die kleine Fensteröfnung: — „was sie wollten?„— Guter Alter, antwortete Ludwig, wir haben uns in die-

sem Walde verirrt, laß uns diese Nacht in deiner Hütte bleiben! es soll dich nicht reuen. — „Von Herzen gern, versezte der Alte, und öfnete die Thüre, — wenn sie vorlieb nehmen wollen: — Sie müssen aber auf Fichtenstreu schlaffen, denn ich habe selbst kein Bett.„ Wie weit ist denn von hier der nächste Ort? fragte Ludwig, und, wie heißt er? „Dahin, sprach der Greis, können Sie heute nicht mehr kommen: — Der nächste Ort ist die Stadt M*** und diese ist sechs Stunden von hier.„ — Eleonore und Ludwig erschracken: — M*** nur sechs Stunden von hier? seufzten sie. — „Unterdessen, fuhr der Greis fort, wüßte ich wohl eine bessere Nachtherberge für Sie, wenn Sie Sich nicht fürchteten? — Und wo wäre das? sprach Ludwig. — Etwa sechshundert Schritte von hier liegt ein altes unbewohntes Schloß, in welchem es noch schöne, gut eingerichtete Zimmer geben soll. Aber Geister treiben darinn ihr Wesen, und Mancher, der sich hineinwagte, ist nicht mehr aus demselben zurückegekommen. Man sieht öfters weisse und schwarze Gestalten umherwandeln, und hört zuweilen ein fürchterliches Getöse.„ — Hu! rief Eleonore im Tone des Schreckens aus, und

schmiegte

schmiegte sich an Ludwig, da gehen wir nicht hin! — Fürchten Sie Sich nicht, sprach dieser, und nahm sie bey der Hand. — Geister können uns nicht schaden, und sind es böse Menschen, wohl! auch vor diesen fürchte ich mich nicht! — Geh', Alter, nimm Licht und etwas Holz, und führe uns hin! — „Daß es Gott erbarme!„ murmelte der Alte, packte etwas Reiser auf, nahm eine Fackel, und trabte voran: — die beiden Flüchtenden folgten ihm. —

Etwa nach einer halben Viertelstunde waren sie vor einem grossen Thore. „Hier ist das Schloßthor, flüsterte der Alte, — hier haben Sie Licht und Holz, weiter gehe ich nicht.„ — Ludwig gab ihm einige Münzen, und der Alte eilte weg.

Ludwig nahm nun Licht und Holz selbst, und gieng ins Schloß hinein: Eleonore hielt sich vest an ihn, und das Pferd folgte ihnen. Ein grosser sich weit ausbreitender Vorhof war das Erste, was sie erblickten. Jenseits desselben erhob sich eine lange Reihe hoher Gebäude, deren Aussenseite in ziemlich gutem Stande war. Sie giengen zu einem Thore hinein, und liessen das Pferd im Hofe, wo hohes — fettes Gras

war. Von hier aus kamen sie in eine Reihe Gewölber, wo jeder Fustritt, jeder Athemzug dumpf wiederhallte. Als sie eine lange Reihe durchgegangen waren, befanden sie sich in einem grossen Gange. Gemälde alter Ritter mit Bärten, grossen Gekrösen und ungeheuern Schwertern, womit die Mauern allenthalben behangen waren, schienen ihnen fürchterlich zu drohen. Eine kleine Treppe führte sie in den obern Theil des Gebäudes. Hier lachte ihnen überall Ordnung und Reinlichkeit entgegen, und eine Menge Thüren waren überall angebracht. — Ludwig öfnete die nächste, sie traten hinein, und befanden sich in einem mit allen nothwendigen noch sehr gut konservirten Meublen versehenem Zimmer. — Hier ist gut wohnen! sprach Ludwig, warf das Holz auf den Boden, bevestigte das Licht in der Mauer, und legte Hut, Schwert und Pistolen auf ein Tischchen.

In diesem Zimmer standen mehrere Sessel und einige Kanapees herum. Ludwig stellte zwey Kanapees zusammen, um darauf zu schlafen: — stellte das Tischchen mit den Pistolen und Schwerte dazu hin: legte sich mit Eleonore auf die Kanapees, und löschte das Licht aus.

Izt

Izt hatten sie das erstemal Zeit, sich zu erholen, und über ihre Geschichte und dermalige Lage nachzudenken. Eleonoren schien alles wie ein Traum, und Ludwig konnte sein Glück kaum glauben. „Mein Lieber, sprach sie, wie kann ich dir meine Rettung genug verdanken?„— Nichts vom Danke, — antwortete Ludwig, — bin ich denn nicht überschwenglich belohnt, wenn mich Eleonore liebt? — „Aber was werden wir in Zukunft anfangen? Wird man uns nicht nachsetzen? — Wird man uns nicht verfolgen?„ — Eleonore, sprach Ludwig, laß da die Liebe sorgen, sie ist erfinderisch, sie ist allmächtig, — und die Welt ist ja groß, — auch für uns wird die Mutter Erde ein Plätzchen haben, wo wir zufrieden mit uns selbst im Verborgenen glücklich leben können. Sie küßten sich, und wollten sich dem Schlafe überlassen.

Unterdessen fieng der Wind an, an die klappernden Fenster zu schlagen: fürchterlich hauste er im Tannenwalde, die Dachfahnen klirrten, und losgerissene Ziegel rasselten das Dach hinunter. „Husch! — wie schauerlich!„ — flüsterte Eleonore, und rückte näher zu Ludwigen. —

Der Wind legte sich wieder, und izt hörten sie deutlich im Gange draussen die Treppe auf, und absteigen, und den Gang hin und her gehen. Das Gepolter nahm zu, und es schien, als wäre eine ganze Armee in der Burg. „Jesus, Maria!„ rief Eleonore, und zitterte, und bebte: Ludwig grif nach seinen Pistolen. Die Thüre gieng auf, ein Knabe trug Licht voran; dreissig bis vierzig lange, mit fürchterlichen Bärten und grossen Schwertern versehene, und durchaus schwarz gekleidete Männer traten in feierlicher Stille herein, und stellten sich in die Mitte des Zimmers in einen Kreis. Eleonore that einen lauten Schrey, und sank ohnmächtig darnieder; — Ludwig unterstükte sie mit der einen Hand, — mit der andern hielt er das gespannte Pistol vor sich hin. —

Die Versammlung wurde auf den Schrey aufmerksam: einige aus derselben sahen um, und entdeckten die beiden unerwarteten Gäste. „Kühne Sterbliche, sprach einer aus ihnen, — welcher Frevel führte euch hieher? — ihr sollt ihn theuer büssen!„ — Nicht Frevel, antwortete Ludwig, dem der Muth in jeder Sekunde wuchs, nicht Frevel, sondern Unglück und Nacht

führte mich hieher. — Habt ihr ein Menschenherz, liebtet ihr je: so erbarmt euch über Unglückliche, die durch die Tyranney der Menschen ein Ball des Schicksals geworden sind; — wollt ihr aber nicht, so kommet und mordet uns! aber glaubet mir, daß ich unser Leben so theuer, als nur immer möglich, verkaufen werde! —

Die Versammlung stuzte über den Muth des jungen Mannes, und schien sich zu berathschlagen. Endlich entstand ein lautes Gemurmel durcheinander. „Wenn du Muth hast, sprach einer, der der Oberste der Tafelrunde zu seyn schien, — wenn du Muth hast, und so unglücklich bist, als du vorgiebst, so bleibe bey uns, und mache mit uns gemeine Sache. Nur unter dieser Bedingung kannst du dein und deiner Geliebten Leben retten.„ — Und was ist denn eure Absicht, fragte Ludwig, — was habt ihr für eine Beschäftigung? — „Dieß sollst du zu einer andern Zeit erfahren, versezte jener; — izt zeige deinen Muth, und mache dich unsrer Gesellschaft dadurch würdig, daß du einen in Lastern grau gewordnen Höfling, und unsern ersten Feind mordest!„ — —

Unterdessen hatte sich Eleonore durch Ludwigs Sorgfalt und Zureden, daß sie hier allerdings sicher seyen, — wieder ziemlich erholt. — Zwey aus der Versammlung giengen hinaus, um den zum Tode bestimmten Gefangenen hereinzuholen. Sie kamen, und führten den Graven S*** in das Zimmer. — Eleonore stürzte abermal halb todt zu Boden: — Ludwig zitterte an allen Gliedern. — „Nun, junger Mann, rief der Oberste der Versammlung, zeige deinen Muth, und schaffe diesen grauen Bösewicht aus der Welt! — Grav S***! kennst du mich noch? kanntest du nicht einst einen gewissen Kanzler, Freiherrn von Ammer, den du stürztest? — Sieh', hier sind wir alle beysammen, denen du Ehre, Güter und Würden raubtest, — Tod und Wehe über dich und deine Mitgenossen! du bist in unsern Händen, auch die Uebrigen werden uns nicht entkommen. — Ludwig riß sein Schwert aus der Scheide, nahm die beiden Pistolen, stellte sich vor Eleonorens Vater hin, und sprach: der erste, der es wagt, näher zu tretten, ist des Todes! — nur über meinen Leichnam geht der Weg zum Leben des Graven S***! Ein allgemeines Geschrey: „Nieder mit beiden!„

den!" schallte durch die ganze Versammlung, — mehrere Schüsse fielen, und Ludwig und Grav S*** stürzten todt auf den Boden.

Eleonore wurde durch das Getöse und die Schüsse aus ihrer Ohnmacht aufgeschreckt. „Mein Vater! — Ludwig! — rief sie, und rannte voll Verzweiflung in die Versammlung. — Ha! Unmenschen! Barbaren! habt ihr sie gemordet! — mordet auch mich! — Ha! — auch nicht einmal diese Wohlthat wollt ihr mir erweisen? — Fluch eurem Zauber! — Doch wohl! ich habe selbst noch Stärke genug!" — Ehe sie es verhindern konnten, raste sie Ludwigs Schwert auf, stürzte sich in dasselbe, und hauchte auf ihres Vaters und Geliebten Leichnamen, ihren Geist aus. — Selbst die Wildesten aus der Versammlung bedauerten nach jähem Frevel die beiden Liebenden, begruben sie ausserhalb der Burg zwischen zwo hohen Tannen, und pflanzten wilde Rosen um ihren Hügel her.

Fern bleibt der Wanderer von diesem Hügel, und der superorthodoxe Spitalchrist will

hier schon ein klägliches Wimmern und ein weisses Frauenzimmer gesehen haben!!

Väter! bringet euerm Eigensinne; euer Adels- oder Geldsucht oder eurer Grausamkeit keine solche blutigen Opfer! —

Karl und Louise.

Karl war arm, aber gut und edel, und zeichnete sich in allen Wissenschaften besonders aus. — Ausgerüstet mit allen guten Eigenschaften sowohl des Geistes, als des Körpers hätte er gewiß jedem auch noch so beschwerlichen Posten in der Welt mit Eifer und Ruhme vorgestanden; aber er war arm, und Vorzüge des Geistes waren, wie heutzutage noch, verruffene Münze. Die Welt war ihm also verschlossen, und er sah keinen andern Weg vor sich, als Mönch zu werden!

Zwar hatte er noch nicht geliebt, denn er hatte noch kein Mädchen gefunden, das mit seiner Seele sympathisirte; — aber doch war dieser allgemeine Trieb in seinem Herzen schon rege; — dazu kannte er noch die Mönche und ihre Grundsätze, und fühlte eine thätige Abneigung gegen diese Lebensart; — was konnte er aus diesem allem sich prognosticiren, als Mißvergnügen und Elend? Und doch — wo war sonst

Aussicht für ihn? — Noch ist Zeit, dachte er sich, bis zur Einkleidung, vielleicht öfnet sich mir bis dahin ein anderer Weg? — und wenn auch nicht, so bin ich ja im ganzen Noviziate noch Herr über meine künftige Bestimmung. — Er hielt also im Kloster um Aufnahme an, und wurde auch aufgenommen: binnen zwey Monaten sollte er in demselben erscheinen.

Unter dem Stadt- und Landpöbel wünschte ihm Alles Glück, man beneidete ihn, und pries ihn selig. Karl wurde auch durch diesen, freilich niedrigen, Weihrauch oft so sehr betäubt, daß er wirklich anfieng, mehr Geschmack und Neigung an seiner künftigen Lebensart zu finden.

Eines Tages reiste er auf das Land, um einen seiner Anverwandten zu besuchen. Der Weg führte ihn über ein Landgut, das einem ungemein reichen Landedelmanne, Herrn von Gravenberg, zugehörte. — Karl hatte sich in der Stadt von einem Bürger, der ihn wohl leiden konnte, auf acht Tage ein Reitpferd als Reiserosinante gemiethet, — übrigens war er sehr gut und Geschmackvoll gekleidet.

In tiefen Gedanken seiner künftigen Lebensart kam er Gravenbergs Landgute näher. Er

blickte

blickte umher, und sah in der Ferne drey Personen, zwey Frauenzimmer und eine Mannsperson, aus deren Anzuge er schloß, daß sie zur Herrschaft gehören müßten, gegen sich heraufkommen, die der schöne Abend auf die Fluren lud. Izt war er diesen Unbekannten so nahe, daß er ihre Gesichtszüge unterscheiden konnte: — die beiden Frauenzimmer schienen ihm zwo Schwestern, die ältere etwa siebzehn, die jüngere neun Jahre alt, und die Mannsperson ihr Bruder zu seyn. Doch welche Reitze prangten auf der ganzen Gestalt der ältern, die bey der jüngern noch unentwickelt waren? So ein Mädchen glaubte er nie gesehen zu haben. Nachlässig schön war ihr Haar, ein Spiel der Winde. Auf ihrem Gesichte blühte Jugend und unschuldige Munterkeit, ihr Auge übertraf den Abendstern, und ihr Mund glich der reifenden Kirsche: Voll war der Busen, und von keuschen Tüchern nur halb bedeckt, schlank ihre Lenden, und ihr Knie, sichtbar bey jedem Lüftchen, schön und rund. —

Karls ganze Aufmerksamkeit war auf diese Huldgöttinn gerichtet: er machte sein Kompliment, und sie erwiederte es mit vieler

Anmuth. Sein Pferd flog ihm zu schnell vorbey, ob es gleich nur einen langsamen Schritt gieng, — und er bemerkte weder die kleinere Schwester, noch die Mannsperson. — „Freund Karl, rief ihm dieser zu, wie? Sie kennen mich nicht mehr? „ — Und sogleich bey nähern Anblicke erkannte Karl seinen ehemaligen innigsten Freund, der izt Hofmeister bey Herrn von Gravenberg war.

Er sprang vom Pferde, und umarmte ihn: wie freue ich mich, sprach er, Bester, dich nach fünf Jahren wieder zu sehen? — Wie befindest du dich? — doch recht wohl? — O ja, mein einziger Wunsch, der aber nie bis hieher befriedigt wurde, war, meinen besten Freund wieder zu sehen. — Und nun, sage mir, wohin reisest du? — und welche Geschäfte führen dich diese Strasse? — Antworte mir zuvor auf meine Fragen, sprach Karl: wer ist jenes Frauenzimmer, deine Begleiterinn? — „Eine Fräulein Tochter des Gutsbesitzers, Herrn von Gravenberg, antwortete jener, wo ich Hofmeister bin. — Gefiel sie dir? „ Ob sie mir gefiel? Glaubst du, ich habe keine Augen, oder kein Herz? — Wer könnte bey

solchen

solchen Reitzen kalt bleiben? — Sie gefiel mir nur allzusehr, so daß ich mich nicht beurlauben kann, wenn ich sie nicht noch einmal gesehen, sie nicht gesprochen habe: — Wenn du mein Freund bist, so verhilf mir dazu? — „Mir fällt etwas bey, sprach jener, wodurch du deine Absicht treflich erreichen könntest. — Du giebst dich für einen kaiserlichen Offizier aus, der wegen einer gefährlichen Blessure in den Unterleib — hier visitiren sie dich nicht — auf einige Zeit in sein Vaterland gereist sey, sich heilen zu lassen. Nenne dich — von Merkl, oder wie du willst, wähle dir einen General und ein Regiment, wo du gestanden bist, und sage, du hättest Mainz erobern helfen. Das übrige Benehmen als Offizier weist du selbst. Herr von Gravenberg liebt die Soldaten ausserordentlich, schwätze mit ihm nur vieles vom Kriege, von deinen Heldenthaten, und lobe und bewundre die seinigen, die er dir gewiß nicht vorenthalten wird, denn er machte im siebenjährigen Kriege drey Kampagnen mit. Mache nur deine Sache geschickt, — ich führe dich bey ihm auf, das übrige mit seiner Tochter, Fräulein Louisen, wird sich — wolle es der Himmel! — schon geben: —

Du

Du bist ein hübscher junger Mann, und Louise ist nicht von Holz. —

Karl war vor Freude ausser sich. Er sprang auf sein Pferd, und ritt der Burg zu. Das reitzende Mädchen, und wie er sich gegen sie betragen, wie er ein Gespräch beginnen wolle? — beschäftigte seine Seele so sehr, daß keine einzige seiner Antworten auf seines ihm zur Seite gehenden Freundes Fragen paßte. —

Sie befanden sich im Hofe, das Pferd wieherte, und Louise, die schon zu Hause war, weil sie mit ihrer Schwester vorangegangen war, lief herunter, um den fremden Herrn zu bewillkommen. Der alte Gravenberg hatte das Podagra, und konnte nur durch das Fenster sehen, wohin er sich vom Bedienten den Sessel hatte rücken lassen.

Karl staunte izt noch mehr über die Reitze des Mädchens, die er nun auch in der Nähe bewundern konnte. Ihre Artigkeit aber, womit sie ihn bewillkommte, womit sie sich um ihn beschäftigte, riß Karln vollends ganz dahin. „Fräulein Louise, sprach der Hofmeister, hier bringe ich Ihnen einen Gesellschafter, oder, wenn Sie lieber wollen, einen Anbether Ihrer Reitze, einen Liebhaber.„

Louise

Louise schlug erröthend die Augen nieder: Ich werde Ursache haben, antwortete Sie, Ihnen unendlich verbunden zu seyn, daß Sie unsre Einsamkeit geselliger machen wollten; wenn es Ihnen gefällig ist, mein Herr! — mein Vater erwartet Sie. — Karl machte stumme Verbeugungen, und begleitete sie halb schüchtern.

Jedoch — zu was verleitet die Liebe nicht einen raschen — feurigen Jüngling? — Wenn das, was Karl nun thun wird, unmoralisch und tadelnswerth ist, so ist es gewiß nicht seinem bösen Herzen, sondern seiner Liebe, die sich nicht Etiquettenmässig zu benehmen verstand, zuzuschreiben. Louise öfnete die Thüre, und Karl trat zwar verwirrt, aber doch mit männlichem Anstande ein: der Alte saß im Sessel, und nahm seine Mütze ab. Der Hofmeister trat vor: „Vergeben Sie, sprach er, Herr von Gravenberg, hier habe ich die Ehre, Ihnen einen wackern Krieger, und einen von meinen besten Freunden, Herrn von Merkl, K. Königlichen Hauptmann, aufzuführen. — Der Alte wollte aufstehen, konnte aber nicht: — „Sie müssen mir vergeben, Herr Hauptmann, sprach er, — das verdammte Podagra! Freut mich

recht sehr, Herr Hauptmann, daß Sie einen alten abgelebten Krieger die Ehre anthun, und ihn besuchen. Kommen Sie, Herr Hauptmann, setzen Sie Sich hieher! — Friedrich! He! Friedrich! — Rheinwein! — hörst du, Rheinwein! — Diesen, Herr Hauptmann, habe ich nur, wenn mich manchmal ein alter Kriegskamerade besucht. Um Verzeihung, wo standen Sie? — Louise, geh! sorge für ein gutes Nachtessen, wie es sich für einen wackern Krieger schickt! — Das verdammte Podagra kojonnirt mich infam! war einst so ein wackerer Pursche, schluckte so viel Pulverdampf, und sah so viel Blut, und mus izt so herhocken, wie eine alte Bruthenne! — Wo standen Sie, Herr Hauptmann?„ — Bey Hohenlohe, antwortete Karl. — „Bey Hohenlohe? fuhr jener fort, das ist brav! Nun trinken Sie! — den Rhein haben Sie schon gesehen, Sie haben dort Ihr Leben schon gewagt, Sie haben Sich den Rheinwein aus jedes Biedermanns Keller verdient! — Wenn ich nur das verdammte Podagra weghätte! Sie können nicht glauben, wie es mich chagrinirt. — Ohne Zweifel waren Sie also auch bey der Einnahme der Vestungen Valenciennes

und

und Konde'?„ Zu dienen, war die Antwort, — bey der leztern erhielt ich einen gefährlichen Schuß in den Unterleib! hier giengs fürchterlich her. ——— „Pah! fiel ihm der Alte in die Rede, das mus ein wackerer Krieger nicht achten, das ist sein Element! — Hier sehen Sie mich an — er nahm seine Mütze ab — diesen Hieb erhielt ich von einem preussischen Husaren: er war dem braven Laudon vermeint, aber ich fieng ihn auf: — diese zwey Hiebe empfieng ich in der Schlacht bey Lowositz, und diesen in der bey Grosjägerndorf. — Damit brüstet sich der biedere Krieger mit Recht, das sind seine Lorbeern, die nie verwelken!„ —

Lang und weitläufig erzählte der Alte von Gravenberg izt seine Feldzüge, seine Schlachten und Heldenthaten, und Karl, obwohl es ihm Zwang kostete, hörte ihm sehr aufmerksam zu. Dadurch nahm er ihn so ein, daß er ihn sehr schäzte, und ihn einige Tage bey ihm zu bleiben bat. Louise war unterdessen in der Küche beschäftigt, und Karls Freund hörte nicht auf, seine liebenswürdigen Eigenschaften herauszustreichen, und sie für ihn eingenommen zu machen.

Man gieng zu Tische. Karl mußte sich zwischen den Alten und Louisen setzen. Die Tafel war niedlich und kostbar. — — Louise mußte vorlegen: dieß that sie denn ganz zu Karls Vortheile, der immer das Beste erhielt, und fast bey jedem Löffel voll, den sie auf sein Teller legte, sah sie ihm mit einer Freundlichkeit ins Gesicht, die nur von Schüchternheit zurücke gehalten wurde.

Nach verschiedenen Gesprächen vom Kriege und andern gleichgiltigen Dingen stand man vom Tische auf. Der Alte begab sich wegen seines Podagra bald zu Bette, auch die kleine Schwester gieng mit ihm, und Karl, Louise und der Hofmeister waren allein. Auch der Hofmeister fand seine Ursachen, wegzugehen, und Louise und Karl waren sich nunmehr selbst überlassen.

„Nun, wie gefällt es Ihnen denn hier bey uns, Herr Hauptmann?„ sprach Louise, und erröthete. — O vortreflich! — antwortete Karl, — wem sollte es auch hier nicht gefallen, wo das Reitzendste aller Mädchen wohnt? — Wenn auch hier eine abscheuliche, unbewohnbare Wüsteney wäre, so würde sie mir, wenn

Fräulein Louise bey mir wäre, ein Paradies seyn. — Louise schlug die Augen nieder: — „Ich glaubte, versezte sie, der Herr Hauptmann kämen aus dem Felde, wo es ernst und fürchterlich zugehe, und wo man nicht darauf denken könne, sich über ein einfältiges Landmädchen lustig zu machen?„ — Beynahe, antwortete Karl, hätte ich Lust, Sie zu bestraffen, weil Sie Sich wider Sich selbst vergiengen! — Ja, wohl verlernt man im Felde Schmeicheleien und Zwang, desto sicherer können Sie glauben, daß meine Aeusserung Ernst war! — oder halten Sie mich für eine so schwarze Seele, die sich über so ein Liebenswürdiges Mädchen, das noch dazu seine Wohlthäterinn ist, lustig machen könnte? — Nein! bey Gott! Louise, Sie thun mir sehr Unrecht. — „Vergeben Sie mir nur wieder! sprach Louise, dieses Unrecht will ich gern wieder gut machen, — sprechen Sie nur, womit ich das kann?„ — Karl: Womit? nur mit einem halben Dutzend Küsse. Louise: „Nun, das würde eben das Leben noch nicht kosten. Doch, Herr Hauptmann, vergeben Sie mir, ich sollte Sie unterhalten, aber Sie sehen schon, wie kann das ein Landmädchen? hauptsächlich Sie, die Sie

von Jugend an in der grossen Welt und unter gebildeten Leuten gewesen sind? „— Karl: Beste Louise: ich sagte es Ihnen schon einmal, daß mir Ihre Gegenwart über alle mögliche Unterhaltung ist. — Wäre ich so glücklich, diese Unterhaltung immer zu geniessen, ich würde keinen Fürsten, keinen König beneiden. — —

Karl zog sie nun bey der Hand sanft auf das Kanapee. Gleich als würden Beider Seelen durch eine unbekannte Kraft an einander angezogen, da eins dem andern näher war, wurden sie beide von süsser Lust hingerissen. Karl hatte noch nie ein Mädchen, — Louise noch nie einen Jüngling geliebt: Beider Liebe war also gleich heftig, gleich feurig, denn sie war bey beiden die erste. Karl schlang seinen rechten Arm um ihre Lenden, nahm mit der Linken ihre Hand, zog sie an sich, und seufzte: Louise tändelte an Karls Kleide, erröthete, und seufzte ebenfalls. Ihr Angesicht näherte sich einander, und laut pochte Busen an Busen, glühend heis zitterten Lippen an Lippen. Beide waren in unaussprechlicher Wonne versunken.

Keins zweifelte nun an der Liebe des andern, — sie gestanden sich es auch, und schwuren,

ren, sich ewig zu lieben, und so giengen sie berauscht von Liebe zu Bette. —

Aber Karl schlief nicht. — Zu viele Gedanken beschäftigten seine Seele unaufhörlich. Bald vergaß er alles um sich her, seine Armuth, seine Lage, seinen Entschluß, ins Kloster zu gehen, und dachte sich nichts, als die reitzende Louise. — Noch glaubte er sich an ihrem Busen, — noch glühten ihm seine Lippen. Bald dachte er sich die Unmöglichkeit, Louisen je zu besitzen. Bald stellte sich ihm das Unedle seiner Handlung in vergrösserten Zügen dar. So vergieng ihm in einem beständigen Wirrwarr von sich durchkreutzenden Ideen die Nacht.

Einer der herrlichsten Morgen lockte die Gesellschaft zum Kaffetrinken in den Garten, und der alte von Gravenberg lies sich ebenfalls dahin bringen. Louise bediente sie, und ihr Negligee stand ihr reitzender, als der Putz einer Königinn. Der alte von Gravenberg erzählte Karln seine Schlachten, die er ihm schon gestern erzählt hatte: Louise beschäftigte sich mit ihren Blumen und Küchengewächsen, und wenn sie ihm rücklings beykommen konnte,

 daß

daß es der Alte nicht sah, warf sie ihn mit Kirschen und mit Blumen. —

Es wurde Mittag, und man begab sich ins Speisezimmer zurücke. Nachmittag wurde ein Spatziergang vorgeschlagen. — „Ich mus zwar diese Lust entbehren, sprach der Alte, — aber der Herr Hauptmann müssen unsre Gegend besehen. Herr Hofmeister, und du, Louise, führt den Herrn Hauptmann in den Baumgarten, in die Allee, und wo es sonst noch hübsch ist. — Spatziergänge, wie in der Stadt, müssen Sie freilich nicht hoffen, Herr Hauptmann, denn wir sind nur auf dem Lande. „— O Herr von Gravenberg! antwortete dieser: Ländliche Einfalt ist manchmal der städtischen Manchfaltigkeit weit vorzuziehen.

Einer der schönsten Abende lachte auf die Flur hernieder, und Karl, Louise, ihre Schwester, und Karls Freund, der Hofmeister, machten sich auf den Weg. Der Hofmeister und die Kleinen giengen voraus, Karl führte Louisen am Arme, und folgte mit ihr dem erstern in den Garten. Er bewunderte hier die angenehme natürliche Verschiedenheit der Gewächse, und die herrlichen Blumen, die ihre

Gerüche

Gerüche weit umher verbreiteten: Louise band ein Sträußchen von Nelken, Levkoien und Vergißmeinnichtchen, und überreichte es Karln: dieser küßte ihr die Hand. —

Aus dem Garten weg giengs vor das Dorf hinaus eine Anhöhe hinunter. Hier war ein Lindenwäldchen angelegt, ein Ort, romantisch, und ganz für Liebende eingerichtet. Hohes Gras keimte zwischen den Linden allenthalben auf, es herrschte hier angenehme Kühlung, und die feierliche Stille unterbrach nur das Rauschen der Blätter, und das Zwitschern der Buchfinken. Schauer überfiel Karln, als er, Louisen am Arme, hineintrat. Nymphen, Grazien, und die Liebesgötter schienen hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben, und jeden Hereintrettenden mit angenehmen süssen Liebesschauer zu überströmen. — Sie kamen in die Mitte des Wäldchens. Hier hatte sich die Natur recht mit der Kunst verschwistert, alle Sinne des Menschen auf das angenehmste zu reitzen und zu beschäftigen. Hier zeigte sich ein runder Platz, der mit mehr als funfzig Linden und Kastanienbäumen ringsherum besezt war: unter jedem lud eine Rasenbank für

zwey Personen zur Liebe und Erholung ein. Den Zwischenraum von einem Baume zum andern füllten hohe Rosenstauden, deren Geruch die Zephyre weit umher trugen. Mitten in dem Platze fieng ein marmornes Brunnengestell das Wasser auf, das aus Neptuns Dreizacke, den er hoch empor hielt, plätschernd herunter fiel, und worinn sich die Nymphen und Najaden badeten und jagten. Auf den Linden und Kastanien aber freuten sich die Amseln und Nachtigallen ihres Glückes. Welch ein Ort für eine schwärmerische Phantasie!

Karl war in eine Art süsser Betäubung versunken. — Soviele Reitze der Natur auf einen Platz zusammengedrängt, und das herrlichste Mädchen am Arme, wie konnte es anders möglich seyn? Er sezte sich auf eine Rasenbank, und zog Louisen zu sich hin. Der Hofmeister mit seiner Schülerinn liessen sie alleine. —

Lang sassen beide in Sprachloser Rührung: feierlicher wars in Karls Seele, als je. Gewiß, rief er endlich, hatte der ein Gefühlvolles Herz, gewiß liebte er, — der dieses alles so herrlich zu vereinigen wußte! O Louise! welch

ein herrlicher, allbeseligender Trieb ist doch die Liebe! — und wie wenig wird sie hienieden glücklich! — Was die Liebe wagt, wird oft alles auf Rechnung eines bösen Herzens geschrieben! O Louise! — nein, länger kann ich nicht mehr verbergen, was auf meinem Herzen liegt, was schwer, wie ein Fels lastet! — Beste, reitzendste Ihres Geschlechts! — werden Sie mir vergeben können, was Liebe, was Leidenschaft zu Ihnen that? — O hier liege ich auf meinen Knieen, und flehe Sie, verachten Sie mich nicht, weil mich Ihre Reitze hinrissen, sondern, wenn Sie nicht mehr thun können, bedauern Sie mich wenigstens! — schenken Sie mir Ihr Mitleiden! „Um Gottes Willen! rief Louise, — was ist Ihnen? stehen Sie doch auf!„ — Aber Karl blieb liegen. — Nicht eher, sprach er, als bis mir Verzeihung aus Ihrem Munde wird! — „Was soll ich Ihnen denn verzeihen? versezte sie, Sie haben mir ja nichts zu Leide gethan?„ — — So hören Sie: — fuhr jener noch immer auf den Knieen fort: — Ich sah Sie, und bey dem ersten Blicke flog Ihnen mein Herz zu! — Sie giengen, und nahmen meine Ruhe, meine Zufriedenheit mit sich. — Ich konnte nicht

weiter, denn mein Herz war hin. Ich suchte deswegen Mittel, in Ihre Burg zu kommen, und weil ich erfuhr, daß der gnädige Herr ein besonderer Freund vom Militär sey, so veränderte ich meinen Namen, und gab mich für einen kaiserlichen Hauptmann aus, der ich nicht bin. — „Und wer sind Sie denn? fragte Louise.„ Ich bin arm! war die Antwort, ohne Stand und Charakter, für das Kloster bestimmt! — Nun entziehen Sie mir Ihre Liebe, verstossen Sie mich, sehen Sie mich nicht mehr an! nur verachten, verspotten Sie mich nicht! — nur verzeihen Sie mir, und bemitleiden Sie mich! — Ich will hingehen, will mich zwischen die öden Klostermauern einschliessen, mich meinem Grame überlassen, an Sie denken, für Sie beten, meine Jugendzeit vertrauern, und den Tag für den seligsten meines Lebens halten, an dem ich hören werde, daß Sie glückliche Stunden und Jahre in den Armen eines würdigen Gatten verleben. — Izt leben Sie wohl! — Mit Feuer und Wärme küßte er ihre Hand, und wollte forteilen, aber Louise hielt ihn zurücke. „Was wollen Sie, Schwärmer? sprach Sie, — durch einen voreiligen Entschluß Sich auf Ihre ganze Lebens-

zeit

zeit unglücklich machen? Nein! bleiben Sie! Dieß soll nicht geschehen! — Ich liebte nicht den Hauptmann, sondern den guten — sanften Jüngling, — und dieser sind Sie ja noch, — was habe ich verlohren? warum soll ich Ihnen meine Liebe entziehen? Sie sind arm, ich habe Güter genug, Sie reich zu machen. — Sie haben keinen Stand? — Geduld, bald werden Sie ihn haben, indem ich Sie zu meinem Gatten mache? — Wir lieben uns, und wir dürfen unsre Nahrung nicht betteln, was brauchen wir mehr, um glücklich zu leben? — Freilich darf mein Vater für izt nichts von allem diesem wissen, daher ist es gut, daß Sie Ihren vorigen Charakter bey ihm behaupten, bis die Liebe etwas anders erfinden wird. „ —

Karln wars nicht anders, als hätte man ihn dem Tode entrissen: — er sprang auf, und faßte Louisen in seine Arme. — Engel! rief er, mir vom Himmel gesandt! — wie kann ich dir deine überschwengliche Großmuth — wie deine Liebe verdanken? — O jeder Tropfen meines Blutes wallt nur für dich, jeder Atemzug geschieht nur für dich! — Doch nein, mein Mund kann es nicht aussprechen, was

mein Herz fühlt, die Sprache hat keine Worte für meine Empfindungen? — — — Jzt kam der Hofmeister mit der kleinern Schwester, und ermahnte sie, daß es Zeit sey, sich nach Hause zu begeben. Die ganze Gesellschaft schlug den Rückweg in der vorigen Ordnung ein, aber Karl und Louise giengen mit ganz veränderter Seelenstimmung der Burg zu. —

Das Tischgespräch war das mittägige: der Alte erzählte abermal seine oftерwähnten Schlachten. — Nach Tische waren Karl und Louise wieder allein: sie wiederholten den Bund ihrer ewigen — unzertrennlichen Liebe, und machten Anstalten und Plane zu ihrem künftigen Glücke. —

Des andern Tages entdeckte Louise alles dem Hofmeister, der es ohnehin schon wußte, und bat ihn um Rath und Unterstüzung. — Dieser rieth ihr gerade zu, sich von Karln entführen zu lassen. Anfangs entsezte sie sich über diesen Gedanken; als aber jener fortfuhr, ihr zu zeigen, daß dieses Vergehen wider ihren Vater so gros nicht sey, weil er ihre Verbindung mit Karln nur aus Eigensinn nicht zugeben würde, und daß sie diesen Schritt einst

leicht

leicht wieder gut machen könne, willigte sie in den Vorschlag ein. Sie reisen nach Böhmen, sprach er, zu Ihrer Tante, sie liebt sie, und wird gewiß ihr Möglichstes zur Aussöhnung Ihres Vaters beytragen. Dieser überläßt Ihnen dann eins von seinen vielen Landgütern, wo Sie miteinander in stiller Zufriedenheit leben, und das Glück der Liebe geniessen können! — Alles wurde gebilligt, Karln mitgetheilt, und die nächste Nacht zur Ausführung bestimmt. Ein Bote, der von allem unterrichtet und gut belohnt wurde, ward sogleich nach dem nächsten Flecken geschickt, damit er bis Mitternacht ein rüstiges Fuhrwerk bis vor das Dorf schaffen sollte. Louise packte das Unentbehrlichste von ihren Kleidern und ihrer Wäsche zusammen, und steckte einiges Geld, und etliche kostbare Ringe zu sich, und so harrten sie unter Furcht und Hoffnung der Nacht entgegen.

Der Tisch war zu Ende, der alte von Gravenberg im Bette, und der Hofmeister mit der kleinern Schwester ebenfalls fortgegangen. Liebe, Freude, Hoffnung und Furcht durchkreuzten sich in den Herzen der Liebenden. Karl

konnte

konnte sein Glück kaum glauben, und Louise befürchtete nichts, als ihren Vater zu kränken. Schwer war ihr Kampf zwischen Liebe und kindlicher Zärtlichkeit. Wenn sie sich ihren alten krüppelhaften Vater, dessen einzige Stütze und Hoffnung sie war, — wenn sie sich ihn vorstellte, wie er Morgens früh seine Louise ruffen, — und sie nicht finden — wie er sich dann härmen wird, daß sie ihn verlassen hat, dann wollte sie heute noch zu seinem Bette hinstürzen, ihm alles entdecken, und um Vergebung flehen; — aber in dem Augenblicke sah sie auf Karln hin, sah sein zärtliches — Liebeschmachtendes Auge, aus dem seine gute Seele blickte, und weg, wie der Rauch vom Nordwinde verhaucht, war ihr Entschluß, die Liebe verdrängte die kindliche Zärtlichkeit, denn ach! Louise war von Evens Geschlechte, — war ein Mädchen! —

Der Hofmeister kam ins Zimmer zurücke und sagte, daß izt alles, Mensch und Thier, im Schlaf begraben sey, — daß es Zeit wäre, sich aufzumachen. Die Burgglocke schlug eilf, und Louisen fuhr's kalt wie der Tod durch alle Glieder. Die Schlüssel zu den Thoren haben Sie, sprach er, nichts hindert Sie. Ich will

hier

hier bleiben, und lauern, bis Sie glücklich hinaus sind. — Und izt viel Glück! reisen Sie wohl! — und Sie, Freund Karl, schreiben mir, wenn Sie an Ort und Stelle sind. Er umarmte ihn, und küßte Louisen die Hand. Karl nahm das wenige Gepäcke unter den Arm, und Louise weinte. —

Das innere Thor war glücklich geöfnet, und sie befanden sich im Schloßhofe. Hoch am Firmamente weilte der Mond, und beleuchtete ringsum die schlaffende Natur. Mit sanftem Tritte schlichen beide Liebende dahin, aber der wachsame Haushund an seiner Kette bemerkte sie, und bellte, lärmte und tobte. Louise rief ihm zu, aber vergebens, und auch die übrigen Hunde im Dorfe fiengen zu bellen an.

Herr von Gravenberg wurde diese Nacht ungemein heftig von seinem Podagra beunruhigt, und konnte also nicht schlafen. Auf das Getöse der Hunde hinkte er zum Fenster, und sah Karln und Louisen am äussern Hofthore, ohne sie zu kennen. Ha! schrie er aus vollem Halse — Bediente! zu Hilfe! — Räuber, Diebe! — — Alles, Be-

diente, Jäger und Stallknecht raften sich auf, und fanden die Thore geöfnet. Was ihnen am nächsten war, Prügel oder Stangen, ergriffen sie, und eilten den Fliehenden nach.

Wäre der Wagen am bestimmten Orte gewesen, so wären Karl und Louise glücklich entkommen; — aber er war nicht da, und so wurden sie von den nachsetzenden Bedienten und Bauern, weil sie sich weder in einem Walde, noch in der Dunkelheit der Nacht verbergen konnten, eingeholt. — Aber wie staunten nicht alle, als sie Louisen und den Hauptmann erkannten? —

Man brachte Louise halb todt, und Karln in stiller Verzweiflung zum alten Herrn von Gravenberg zurücke, der sie schon vermißt hatte. Der Hofmeister hatte sich unter dem Tumulte und der Verwirrung davon gemacht. — „Habe ich dieß um Sie verdient? sprach der Alte zu Karln, der nicht aufsehen konnte, — habe ich dieß um Sie verdient? Ich schenkte Ihnen mein Vertrauen, — ich schäzte und liebte Sie, und Sie verführen mir zum Danke meine Tochter, die Stütze meiner Schmerzensvollen Tage? — Pfui! das thut kein bie-

derer Mann! — Ich hätte Sie nun in meinen Händen, — ich könnte mich rächen, — ich könnte Sie der Gerechtigkeit übergeben; — aber ich will das nicht. — Nur gehen Sie izt, und lassen Sie Sich künftig nie wieder in meinem Gebiete erblicken!„ — Ueberwältigt von Schaam stürzte Karl zu seinen Füssen: — Nur noch eine einzige Bitte gewähren Sie mir, bester Herr von Gravenberg! dann will ich gern Ihren Haß, Ihren Fluch tragen. — Vergeben Sie Louisen! — sie ist unschuldig, — ich verführte sie! — — „Fort! — schrie Gravenberg — ich weis, was ich mit solchen Kindern zu thun habe!„ — — — Karl rafte sich auf, schwang sich auf sein Pferd, und sprengte zum Dorfe hinaus. —

Doch wo sollte er sich izt hinwenden? Schmerz und Schaam bemächtigten sich seines Herzens zugleich: — noch einmal sah er auf die vom Monde erhellte Burg zurücke, weinte, gab dem Pferde den Sporn, und ehe die Sonne über die östlichen Gebirge heraufstieg, war er im Kloster. — Zwar war die bestimmte Zeit noch nicht um; — aber da er vorgab, daß er an der Welt Eckel habe, und

nicht mehr in derselben leben wolle, wurde er eingekleidet.

Denke man sich Karl's Herz, seine Geschichte mit Louisen, und ihn izt selbst so gewaltsam von der Welt abgerissen, und in der Einsamkeit sich selbst überlassen, und man wird einsehen können, daß er gewiß unglücklich war. — Unterdessen trug er alles mit Bewunderungswürdiger Standhaftigkeit. Aber die Ungewißheit, in der er wegen des Zustandes Louisens schwebte, folterte ihn manchmal bis zur Verzweiflung, und machte ihm das Leben unerträglich. —

Etwa drey Viertelstunden von dem Kloster, wohin Karl ins Noviziat geschickt wurde, befand sich jenseits eines grossen Flusses ein Nonnenkloster. Hier war es gebräuchlich, daß man alle Jahre die Novitzen einmal zu einer Mahlzeit bat. Auch dieses Jahr geschah es, und der Novitzenmeister trieb seine Novitzen Paar und Paar, wie der Bauer das Mastvieh zu Markte treibt, dem Nonnenkloster zu. Auch Karl, den Elend und stiller in sich zurückegedrängter Gram schon beynahe verzehrt hatte, wankte mit vorgezogener Kapuze unter den

übri-

übrigen einher. Sie wurden auf einem Nachen über den Fluß gefahren, und kamen im Nonnenkloster an.

In heiliger Einfalt, oder — besser zu sagen — Dummheit — stellten sie sich im Redezimmer furchtsam auf Einen Haufen, wie bey regnerischem Wetter die Schaafe, zusammen, und harrten auf die Winke ihres Hirten — des Novitzenmeisters.

Endlich gieng man zu Tische, die Nonnen innerhalb — die Novitzen aber ausserhalb des Gitters. Unter verschiedenen geistlichen Gesprächen kam die Priorinn auch auf eine ihrer Novitzinnen, die sich selbst die Adern aufgeschnitten, und die sie ohne Cärimonie die vorige Woche ausserhalb der Klosterkirche begraben hätten. Der Novitzenmeister forschte nach ihrer nähern Geschichte, und erfuhr, daß sie Louise geheissen habe, die Tochter eines Landedelmanns gewesen, und von ihrem Vater hieher geschickt worden sey, weil sie sich habe entführen lassen. — Karl fiel ohnmächtig über seinen Stuhl hinab. —

Die Nonnen erschracken heftig, und gaben Schlagwasser, und alle Arten von Geistern her-

aus, um den Novitzen wieder zu sich zu bringen. Karl schlug auch die Augen wieder auf, war aber äusserst schwach. Er begehrte ins Freie, und ein andrer Novitze mußte ihn hinaus führen. Hier sezte er sich auf einen Stein, und bat den Novitzen, wieder hineinzugehen, weil ihm izt gut sey. Als jener weg war, wankte er zur Kirche hinum, wo er einen neuaufgeworfenen Hügel mit einem schwarzen Kreutze erblickte. Er zweifelte nicht, daß hier Louise schlafe, und warf sich auf denselben hin. Ströme von Thränen flossen aus seinen Augen, und benezten den Sand, und es schien, als wäre seine ganze Seele zu Wasser geworden, und wolle den Ausgang durch die Augen finden. O Louise, schluchzte er, hier schläfst du, hier in diesem Grabe, das ich dir gegraben habe! in der Blüthe deiner Jahre! — und ich lebe noch? — Doch, ich fühl's, auch ich werde dir bald folgen! — Dort oben stehst du, vor dem ewigen Richter, dem unendlich guten Vater! — gewiß, er zürnt auf die Liebe nicht, die er uns selbst gelehrt hat! — Ja, Louise, dort werden wir uns glücklicher lieben, als hier! — Hier unter diesem Hügel ruhen deine Gebeine! — ach! wer hätte das geglaubt, als

wir in jenem heiligen Wäldchen waren! — Und du, Ewiger! kannst du es zugeben, daß Dein Meisterstück, das glänzende Auge, die blühende Wange und die sanfte Hand ein Raub der Verwesung wird! — Doch, der ungleich schönere Theil, ihre Seele, ist zu dir, zu deinen unendlichen Freuden aufgeflogen, und prangt dort mit himmlischer Klarheit! — Ja, Louise, bald bin auch ich bey dir! —

Unterdessen hatte man ihn gesucht, und fand ihn izt auf dem Grabe der selbstmörderischen — mithin von Mönchen und Nonnen verdammten — Novitzinn. Der Novitzenmeister muthmaßte allerhand, sah ihn scheel an, und gab ihm harte Worte. Karl verlohr dadurch alle Achtung und alles Mitleiden der Nonnen und Novitzen, die ohnehin nur die Windfahne des Novitzenmeisters sind, und man bekümmerte sich nicht viel mehr um ihn. Karln gieng auch dieß noch durch die Seele, und bestärkte seinen Entschluß. —

Man stand vom Tische auf, die Novitzen wurden von den Nonnen mit Amuletten, Skapulieren, Rosenkränzen, Bilderchen, Lukkaszettelchen wider den bösen Feind, Stosseufzern

 und

und klösterlichen Leckerbissen überhäuft, und dann gieng es in der nämlichen Ordnung wieder nach Hause.

Karl zog seine Kapuße vor, und weinte heftig; — gern wäre er da geblieben, und hätte auf Louisens Grabe seinen Geist ausgehaucht, aber auch dieses war ihm nicht erlaubt. —

Sie kamen zum Flusse, wo der Nachen zum Ueberfahren schon bereit war. Als sie sich in der Mitte befanden, wo der Strom am reissendsten war, sprang Karl hinaus, und wurde auch sogleich von den wirbelnden Fluthen verschlungen.

Weit unten fanden ihn die Fischer. Weil er keines geweihten Erdreiches würdig war, begrub man ihn am Ufer unter einer hohen Fichte. Niemand besucht seinen Hügel, als der schwirrende Windstos, und der Strahl des traurigen Mondes. — —

Ferdinand und Franziska.

Schön war der Abend, und angenehm die Kühlung. Frohes Jauchzen tönte aus den wohlthätigen Weinbergen herüber, und der blöckende Stier trabte langsam seinem Stalle zu. Um sich an den Schönheiten der Natur zu laben, steckte Ferdinand ein Buch zu sich, verlies die dampfende Stadt, und folgte der Ebene längst dem Strome hinab; — denn er hatte ein gutes edles Herz, und alle gute Herzen sind für die Schönheiten der Natur empfänglich, und stehen Ihnen offen. —

Ferdinand überlies sich seinen sanften Gefühlen, als er auf einmal im Strome etwas Weisses von den Wogen daher gewälzt werden sah. Er lief näher hinzu, und erkannte izt deutlich, daß es ein Frauenzimmer sey. — Tief war der Strom, und reissend die Fluth, aber Ferdinand sprang hinein, ohne sich lang zu bedenken, arbeitete sich durch die Gewalt des

Wassers, und kam mit dem Frauenzimmer glücklich ans Ufer zurücke.

Ihr ganzer Anzug lies ihn schliessen, daß sie vom Stande seyn müsse, und aus ihrem Gesichte und der übrigen Bildung ihres Körpers schien sie ein Mädchen von etwa neunzehn Jahren zu seyn. Zwar gab sie kein Zeichen des Lebens von sich, aber die Wärme ihres Körpers lies ihn noch Leben hoffen. Er riß ihr also eiligst die Kleider von den davon gedrückten Theilen des Leibes, nahm sie auf seine Arme, und trug sie in eine etwa zweyhundert Schritte entlegene Hütte. —

Hier wurde sie der unnöthigen Kleider völlig entledigt, und in ein warmes Bett gebracht. Die guten Leute liefen nach einem Arzte in die Stadt, das Gerücht verbreitete sich, und eine Menge Leute liefen hinaus. — Wie freute sich Ferdinand, als er durch seine Sorgfalt und des geschickten Arztes Bemühung sah, daß die Wangen und Lippen des Mädchens nach und nach sich färbten, und sie endlich die Augen wieder aufschlug! — „Gott! wo bin ich, rief sie? — was geht mit mir vor?„ — Man öfnete ihr eine Ader, und in

etlichen Stunden war sie wieder ziemlich hergestellt; — Ferdinand bewunderte ihre Schönheit. —

Der Vater des Mädchens war fürstlicher Bauverwalter. Seine Franziska hatte einen Spatziergang gemacht, und war spät noch nicht zurücke gekommen. Ahnend harrten ihre Eltern auf sie, aber die Sonne hatte schon die höchsten Thürme der Stadt verlassen, und Franziska war noch nicht zurückegekommen, als auf einmal Jemand heftig an der Glocke schellte, und dem Hinuntersehenden sagte: „Fräulein Franziska sey ertrunken, und liege in einer Fischerhütte vor dem Johannisthore.„ Voll Schrecken lies der Vater eiligst einspannen, denn gehen konnte er nicht, und in einigen Minuten war er schon vor der Hütte. Er drängte sich mit kranken Füssen durch die Leute hinein: „Meine Tochter rief er, — wo ist sie, meine Tochter! „— Beinahe hätte ihn die Freude zu Boden gestürzt, als er sie bey Leben und in gutem Zustande sah. „O Franzika, — welchen Schrecken hast du mir verursacht? — wie kamst du doch in dieß Unglück? — Doch wo ist dein Retter? — wo? — —„

Die Leute sahen umher, und fanden ihn nicht mehr in der Hütten; — endlich erblickten ihn einige schon weit entfernet auf dem Wege nach der Stadt. — „Der Edle, sprach Franziska's Vater, — er machte sich hinweg, um meinem Danke zu entkommen! — Fort, Leute! bringt ihn zurücke! — ihr sollt Belohnung erhalten.„ Einige rannten fort, und als sich Ferdinand zurücke zu kehren sträubte, brachten sie ihn wider seinen Willen in die Fischerhütte zurücke. —

Der Bauverwalter umarmte Ferdinanden: „Grausamer, edler junger Mann, sprach er, — Sie retteten meiner Tochter, meiner einzigen Tochter das Leben, und wollten Sich fortschleichen, ohne das vom Danke belastete Vaterherz sich entledigen zu lassen? — Nein! kommen Sie in meinen Wagen, und folgen Sie mir in mein Haus, damit meine ganze Familie ihrem Retter danken könne!„ — Alles Sträubens ungeachtet mußte Ferdinand mit dem Bauverwalter nach Hause fahren, und beym Nachtessen bleiben: Franziska wurde in einem Tragsessel nachgebracht. —

Welche Freude herrschte im ganzen Hause, als man die einzige schon für tod gehaltene

und aufgegebene Tochter, beym Leben sammt ihrem Retter erblickte? — Alles lief, und drängte sich hinzu, und die Mutter wäre vor Freude beynahe von Sinnen gekommen. Wohl öfter als zehnmal hatte sich Ferdinand wieder empfehlen wollen, aber allemal nöthigte man ihn wieder, nur noch einige Zeit zu bleiben. Endlich da er nicht mehr länger bleiben konnte, entkam er aber nur unter der Bedingung, daß er sie den folgenden und alle künftigen Tage fleissig besuchen wolle. —

Nie wäre Ferdinand wieder in dieses Haus gekommen, hätte ihn nicht Franziska's Bild, das tief in sein Herz gedrungen war, hingezogen; — denn er hatte sich's zum Grundsatze gemacht, jedem Menschen wohlzuthun, ohne auf Dank Rücksicht zu nehmen, und er konnte also nichts weniger leiden, als wenn man ihm mit Cärimoniel danken wollte. Doch Franziska's Reitze verdrängten seine gefaßte Maxime für diesesmal, und er war nun täglich in ihrem Hause.

Der Bauverwalter und seine Frau liebten ihn nicht anders, als ihren Sohn. Weil sie weitere Absichten mit ihm hatten, so fragten sie

ihn

ihn um seine Familienumstände, und erfuhren, daß er der Sohn eines Sächsischen Kaufmannes sey, und sich gegenwärtig auf Reisen befinde. —

Franziska mußte noch einige Zeit das Bett hüten. Ferdinand war täglich bey ihr, entdeckte täglich mehr Reitze, mehr Schönheit ihrer Seele, und seine Leidenschaft für sie stieg zu einem hohen Grade. Auch Franziska fieng an, mehr als Dankbarkeit für ihn zu fühlen. Er entdeckte ihr seine Liebe, und erhielt Gegenliebe. „Sie haben mich dem Tode entrissen, sprach sie, wie kann ich Ihnen mehr danken, als wenn ich Ihnen alle meine übrigen Tage widme?„— Täglich bekam ihre Liebe mehr Feuer, — täglich vereinigten sich ihre Seelen vester und inniger. —

Mit Vergnügen bemerkten Franziska's Eltern den Wachsthum ihrer reinen Liebe, denn sie dachten sie Beide einst glücklich zu machen.

Gut und wohlwollend war das Herz von Franziska's Vater sowohl, als ihrer Mutter; — allein Einen Flecken hatte es, der die Würde des Menschen soweit herunter sezt, der schon soviele Blutige Opfer gewürgt hat, und den

ihm

ihm unsre gute!! Erziehung gab! — Intoleranz!! — Sie waren von jenen schwachen — bedauernswürdigen Seelen, die da glauben, sie werden verunreinigt, wenn sie mit einem nicht so wie sie denkenden, einer fremden Religion zugethanen Menschen, Umgang pflegen, — die so einen Menschen für verdammt halten, und Gottes Lohn hoffen, wenn sie ihn hassen, verfolgen, verachten, und ihm auf alle Weise Böses zu thun suchen. Solcher Menschen giebt es in unserm Vaterlande, leider! daß ich es sagen muß! noch soviele, da doch der wahre Geist des Evangeliums, des Gesetzes der Liebe, ganz anders lautet! — Doch, wer verbreitet, wer erhält, wer facht diesen Geist der Unduldsamkeit an, als unsre Erzieher, die Mönche? —

Ferdinand war ein Protestant; dieß wußte weder Franziska, noch ihre Eltern, die sich zur katholischen Religion bekannten. Ferdinand war einst bey seiner Geliebten. — Er sah ihre aufrichtige Liebe, dachte aber zugleich an das grosse Hinderniß ihrer ewigen Vereinigung, die Verschiedenheit ihrer Religion, und wurde darüber ungemein schwermüthig. — Franziska bemerkte diese Schwermuth, und fragte

fragte ihn ängstlich und Liebevoll um die Ursache. — Ferdinand seufzte; — O Franziska! sprach er endlich, ich kann dir nun nicht mehr verhehlen, was mein Herz drückt und ängstigt: — Nie kannst du die Meinige werden! — „Und warum nicht? fiel sie ihm schnell ins Wort, — liebst du mich nicht mehr?„ — An meiner Liebe zu zweifeln, fuhr jener fort, wirst du schwerlich Ursache haben; sondern ein weit grösseres Hinderniß, wenigstens von deiner Seite, tritt zwischen uns: — du bist eine Katholikinn, — ich ein Protestant. — „O! rief Franziska, wenn es weiter nichts, als dieses ist, dann sind wir glücklich! — Gott ist unser aller Vater, — mögen andere so, andere anders denken, unsre Herzen sind gleichgestimmt, was fehlt uns mehr zu unserm Glücke? — Wenn wir nur einmal verbunden sind! „ — Nicht so, versezte Ferdinand, — nicht so, meine Liebe! — Du kennst die Menschen noch viel zu wenig. — Jeden Edeldenkenden mus Schauder überfallen, wenn er in die Geschichte zurücke geht, und die blutigen Opfer alle sieht, die dem schrecklichen Götzen — Fanatismus und falschem Religionseifer — schon geopfert worden sind. — Und

wie viele werden nicht heutzutage noch geopfert? — O Franziska! wenn wir auch längst durch das heilige Band der Ehe verknüpft wären, und man erführe es, so würde es Leute geben, die dieses Band von einander reissen, und für ungiltig erklären würden. — Franziska seufzte und weinte, und Ferdinand mischte seine Thränen in die ihrigen. Hoffe auf Gott, sprach er endlich, vielleicht findet die Liebe einen Ausgang aus diesem Labyrinthe. Die Mutter kam und störte ihre ferneren Unterredungen.

Eines Tages war Ferdinand eben bey Franziska, als ein Kapuzinermönch, die der Bauverwalter vor allen wohl leiden konnte, zu ihm ins Zimmer trat. „Herr Bauverwalter, sprach er, und strich seinen röthlichten — schmutzigen Bart, — Herr Bauverwalter, — sonst kam ich immer nur in meinen und meines heiligen Ordens Geschäften zu Ihnen, heute komme ich aber in Ihren eigenen, denn ich bin dankbar, und mir liegt vorzüglich die Ehre Ihres hochansehnlichen Hauses am Herzen.„ Und was soll das seyn, Ehrwürdiger Vater? — fragte der Bauver-

walter, und machte sich mühsam auf seine kranken Füsse, was soll das seyn? — „Ich will Sie, fuhr der Mönch fort, und verzerrte dabey sein öhlichtes Gesicht, — ich will Sie vor öffentlicher Schande warnen. — Man hat bemerkt, daß in Ihrem Hause immer ein junger Mensch aus — und eingehe. — Dieser junge Mensch betrügt und belügt Sie, denn er ist ein Protestant, und der ärgste — gefährlichste Freimaurer. „ Ein Protestant? rief der Bauverwalter — Ein Protestant? — schrie seine Frau, und ich glaube, wenn ein Hund, oder eine Katze im Zimmer gewesen wäre, so hätte er gebellt, und die Katze gemiaut: Ein Protestant? — „Schon sind Sie das Gerede der ganzen Stadt, fuhr der Mönch fort, — und ich verkünde Ihnen, wie einst der Prophet Nathan dem Daniel, — — so citirte einst der Satan die Schrift, als er den Herrn versuchte — — wenn Sie fortfahren, mit diesem Menschen Umgang zu haben: so sind Sie mit Ihrer ganzen Familie für immer und ewig des Teufels! „ — Welch ein schmutziger, stinkender Zelotensinn für einen Diener der Religion, die allgemeine Menschenliebe lehrt? —

Ange-

Angeflammt von heiligem Eifer hinkte der Bauverwalter in das Zimmer seiner Tochter, wo er Ferdinanden wußte: — „Mein Herr, rief er ihm zu, sogleich machen Sie Sich aus meinem Hause, und betretten Sie dasselbe nie wieder!„— Franziska bebte, Ferdinand staunte, und konnte seinen Ohren kaum glauben: — Herr Bauverwalter, sprach er, ist dieß Spaß oder Ernst? — Für das erste sind Sie mir zu heftig, und für das zweite wüßte ich wahrhaftig keine Ursache. — „Kurz und gut, schrie jener, Sie verlassen augenblicklich mein Haus, oder ich werde anders mit Ihnen reden; — ich bin nicht schuldig, einem Verdammten Rechenschaft von meinen Handlungen zu geben! — Ferdinand errieth izt die Ursache, und verlies das Haus. — „Franziska, fuhr der Bauverwalter fort, unterstehe dich nicht mehr, das sage ich dir, bey meinem ganzen Zorne und Fluche, ein Wort mit diesem Menschen zu reden, noch weniger Umgang mit ihm zu haben! er ist ein Protestant, unser Glaubensgegner, und das sey dir genug!„— Er gieng ins Wohnzimmer zurücke, und erzählte à la Bramarbas seine Grosthat. Der Mönch streute solchem äch-

ten — thätigen Christenthum Weihrauch als übelriechender Emissaire einer plutonischen Pandora, und freute sich, hiedurch den Ruhm und die Ehre seines heiligen Ordens in Ausreutung der Ketzer und Irr- und Unglaubigen Pflichtschuldigermassen vermehrt und verbreitet, und die Ehre Gottes befördert zu haben!!! —

Sich Zerstreuung zu verschaffen, begab sich Ferdinand — zufälliger Weise — vor das nämliche Thor, wo er seiner Franziska das Leben gerettet hatte. Er bemerkte es, und in seinen Ideen kehrte jener Tag sammt seiner schönen That zurücke. Und doch — welchen Lohn empfieng er dafür? Zum Glück schmerzte ihn der Undank oder der Weltdank, den er immer erfuhr, nicht so sehr als minder philosophisch Denkende, die ihrer Handlungen Adel als Aussaat für untrügliche Calibre der Aernde halten, — aber diesesmal konnte er sich nicht enthalten, in Thränen und laute Klagen über die Menschen auszubrechen. Als er sich ausgeweint hatte, begab er sich nach Hause. — Doch Franziska's Bild verlies ihn nicht, ihr Umgang war ihm zum Bedürfnisse geworden.

den. Desto mehr fühlte er den Verlust derselben, da man ihn von ihr gerissen hatte: ohne daß er ihr nur ein Lebewohl hätte sagen können. —

Eines Tages machte er einen Spatziergang um die Stadt. Er beschäftigte sich mit Gedanken an seine Abreise; — aber es schien ihm unmöglich, diese Stadt zu verlassen, ohne Franziska noch einmal gesehen, — noch einmal gesprochen zu haben. Aber wie sollte dieses geschehen? da ihm ihr Haus verboten war, — da er weder die Kirchen- noch Spatziergänge des geliebten Mädchens wußte. Er blickte auf, und sah ein Frauenzimmer mit schnellen Schritten die Allee heraufeilen. Es war Franziska! — sie fiel ihm in die Arme: „Endlich, sprach sie, führte dich doch ein guter Engel mir entgegen! — o Ferdinand! was habe ich seit der Zeit unsrer Trennung gelitten! O was für Menschen giebt es doch auf dieser Erde! wie verbittern sie einander das Leben! — Sprich, Ferdinand, — giebt es denn gar kein Mittel, daß wir miteinander glücklich werden könnten?„ — Keins, liebes Mädchen, versezte Ferdinand, und seufzte, —

keins, als wir begeben uns in ein Land, wo beyde Religionen geduldet werden, wie in Preussen — oder in der Schweiz. — „Ferdinand? — liebst du mich?„ — Ob ich dich liebe? — o Franziska! mehr, heisser und inniger kann dich kein Sterblicher lieben! — — „Nun wohl, ich folge dir, und sollte es auch in den Tod gehen! „

Sie beschlossen nun, daß Ferdinand an seinen Vater schreiben, und noch um etliche hundert Gulden zu fernern Reisen bitten sollte, und daß sie sich darnach in die Schweitz begeben, sich verbinden lassen, und in stiller Liebe bessern Zeitumständen entgegensehen wollten. Alles war richtig, sie bestimmten Zeit und Ort, wo sie sich öfters sehen konnten, und harrten auf die Ankunft des Geldes.

Am folgenden Tage kam der nämliche Kapuzinermönch zu Franziska's Vater, und erzählte ihm, was gestern zwischen Ferdinand und seiner Tochter vorgegangen war. Der Alte tobte und raste, lies seine Tochter kommen, und als sie zu seinen Füssen alles gestand, behandelte er sie grausam, und sties

sie zur Thüre hinaus. „Ich bin ein unglücklicher Vater, sprach er, rathen Sie mir, Hochwürdiger Pater!„— Wohl! sprach der Pater, um diese Schande von Ihrer Familie zu bringen, und das Mädchen den Klauen des Teufels zu entreissen, so sperren sie es in ein Kloster, wo es seine Stunden mit Beten, Fasten, Weinen und Abtödtung des Fleisches dem Himmel abbitten kann; — einen Theil ihres Vermögens geben sie dem sie aufnehmenden Kloster, das übrige aber schenken Sie irgend einer Kirche, oder einem verdienten Orden. — Nur auf diese Art können Sie die Straffe des Himmels von Sich und Ihrer Familie entfernt halten. —

Franziska weinte und flehte, aber umsonst! den folgenden Tag schleppte man sie halb todt in den Wagen, und fuhr mit ihr dem Kloster zu. Etliche tausend Gulden erhielt die Aebtissinn, mit der Bitte, die Sünderinn streng zur Busse anzuhalten; das übrige ihres Erbtheils wurde in das Kapuzinerkloster vermacht! — Soweit können es Mönche in Schafskleidern bringen! —

Ferdinand erhielt das verlangte Geld von seinem Vater. Den ersten, zweyten, dritten Tag begab er sich um die bestimmte Zeit an den verabredeten Ort — allein umsonst! er sah seine Franziska — nicht! Er wurde unruhig, erkundigte sich, und erfuhr zu seinem größten Schrecken, daß sie bereits im Kloster sey. — Sein Schmerz war unbeschreiblich. Er haßte Gesellschaft und Menschen, war am liebsten allein, und entschloß sich endlich, das gesittete, aufgeklärte Europa zu verlassen, und sich zu minder gesitteten, minder aufgeklärten, mithin minder verdorbenen Nationen zu begeben, und bey diesen sein Erdenleben zu beschliessen. Und so entfernte er sich am vierten Tage nach Franziska's Abgang ins Kloster.

Halb todt kam diese in dem Kloster an, und erhielt einen Ort zu ihrer Wohnung, der mehr einem Kerker, als einem Zimmer ähnlich war! Das Fenster, eine kleine runde Oefnung, war hoch oben, und mit doppelten eisernen Gittern versehen. Der Zimmerboden war schon halb vermodert, und verfaultes Stroh war zum Lager ausgebreitet. Die Thüre wurde hinter ihr vernagelt, und hatte in der Mitte

eine kleine Oefnung, wodurch man ihr Brod reichte. — Lang lag hier das gute Mädchen sich selbst unbewußt; endlich erwachte sie aus ihrem Todesschlummer, den sie lieber ewig fortgeschlafen hätte. Welch ein Anblick für sie! isolirt, abgerissen von der ganzen Welt, dem höchsten Elende preisgegeben, wußte sie nicht einmal, wo sie wäre? — nur aus den bekutteten Ungeheuern, die ihr ihr Brod brachten, und an denen sie ein Menschengesicht wahrnahm, schloß sie, daß sie sich in einem Nonnenkloster befinden müsse. Sie war von ihrem Ferdinand getrennt, konnte muthmassen, daß er ihre Lage, wenigstens ihren Aufenthalt nicht einmal wüßte, mußte verzweifeln, ihn je wieder zu sehen!! Sie war von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, ihrer Freiheit beraubt, litte Hunger, Durst, Frost und Nässe, und hatte keine Beschäftigung! — Denke man sich, wie viel Marter nur das allein für thätige — zur Wirksamkeit geschaffene Seelen in sich hat, immer allein und ohne Beschäftigung, ohne Wirkungskreis zu seyn? — Unaufhörlich weinte sie und von ihren lauten Thränen erschallte der finstere Kreutzgang. Wenn der Schlaf längst die

ganze Natur fesselte, und der mitleidige Mond sein trauerndes Antlitz in dichte Wolken hüllte, weinte sie noch, und Dorf und Felsen und Wälder tönten ihr Weinen nach! waren schmerzlicher Wiederhall ihrer Weheklage. Schaudernd stand der Wanderer, und glaubte einen Berggeist zu hören. Aber der Dorfpöbel, die Dratpuppe des Klosters, der Ursache des Weinens kundig, fluchte dem armen Mädchen, und der bessere Jüngling durfte sein Mitleid nicht erscheinen lassen. Endlich hörte man das Weinen nicht mehr, und schloß daraus, daß sie gestorben, oder in einen undurchdringlichen Kerker gebracht worden seyn müsse. —

Ihr intoleranten Felsenherzen! so trennet ihr harmonische Seelen, zu deren Namen glänzender Unsterblichkeit sich Gestirne verflechten! so würget ihr dem Evangelium der Liebe zum Troß liebende Unschuld!

Von Ferdinand hörte man nichts mehr; — glaublich ist es indessen, daß er sich nach Asien, oder in einen andern Erdtheil begeben, und durch erlittenen Schiffbruch sein Grab in den

Wellen gefunden habe. Ruhe sanft, körperliche Hülle, Band, wie Franklin sich ausdrückt, eines schönen Werkes! in der herrlichsten Ausgabe wirst du am Tage des Weltenrichters straken! Ruhe sanft! kein elender Mönch entweiht deine selige Ruhestätte!

Inhalt.

Inhalt.

	Seite
Anton und Therese	7
Amalie Bergheim	54
August Wintersee	84
Klement Weicher	108
Christian Ehrenberg	137
Nepomuck und Wilhelmine	176
Wolfgang und Mariane	205
Eleonore	234
Karl und Louise	267
Ferdinand und Franziska	297

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

93

Buchbinderei
H. Pantele
85376 Massenhause
Tel.: 08165/80121

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kraus, Wilhelm.

Klostergeschichten für Jünglinge und Mädchen

Freyburg ; [Regensburg] 1796

P.o.germ. 2084 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129976-0
VD18 1060619